



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Ueber

# niederdeutsche Sprache

und

## Literatur.

---

Von

**Dr. Gustav Dannehl.**

---

Berlin, 1875.

C. G. Lüdewig'sche Verlagsbuchhandlung.

Carl Habel.

**Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.**

Kaum ein Theil des geistigen Besigthums unseres Volkes ist in seinem Werthe und in seiner Bedeutung so mißachtet, von so wenigen in seinem innersten Wesen gekannt, als die niederdeutsche oder plattdeutsche Sprache. Unseren oberdeutschen Landsleuten war sie ganz fremd, bis die Erfolge der Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter die Kunde von dieser sprachlichen Eigenart siegreich über die Grenzen ihres Gebietes trugen. Die niederdeutschen Landbewohner, deren eigentliche Muttersprache das Plattdeutsche ist, wissen kaum, was sie an ihr haben und fangen an sich ihrer zu schämen. Und wie hätte es anders sein können? Sobald das Kind die Schule betritt, sieht es die Sprache, in der Vater und Mutter, Geschwister und Gespielen so traut und heimisch zu ihm geredet haben, verfehmt und in den Bann gethan; den Vornehmen gewöhnt es sich von dem Geringeren, den Gebildeten von dem Ungebildeten daran zu unterscheiden, ob er sich des Niederdeutschen oder der hochdeutschen Buchsprache bedient. Viele selbst literarisch Bewanderte stellen die hochdeutschen Dialecte mit dem Plattdeutschen auf eine Stufe, nennen Platt alles, was sich von der Schriftsprache unterscheidet, und fabeln von Schweizerplatt und dergleichen. Und das alles, weil sie in den Mundarten eine Entartung, eine Corruption der Schriftsprache sehen. Noch unklarer wird der Begriff dadurch, daß bei der großen, oft von Ort zu Ort wechselnden

Unterschiedenheit der niederdeutschen Dialecte, des Westphälischen, Holsteinischen, Mecklenburgischen, Märkischen u. s. w. jeder Stamm einzig seinen eigenen für echtes Plattdeutsch hält.

Grade bei den Gebildeten unseres Volkes, wosfern sie nicht zu den Germanisten vom Fach gehörten, war diese Sprache am meisten in Vergessenheit gerathen. Wer wußte, wer weiß selbst jetzt noch etwas von dem reichen Schatz literarischer Erzeugnisse, welche frühere Jahrhunderte auf niederdeutschem Boden und in niederdeutscher Mundart hatten erwachsen sehen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war eine Sprache, die Millionen unserer Landsleute als ihre Muttersprache betrachteten, literarisch verstummt, wie die Brynhild der altgermanischen Edda-Dichtung, wie das Dornröschen unseres Volksmärchens gleichsam in einer Verzauberung befangen. Sie und da waren seit dem zweiten oder dritten Decennium unseres Jahrhunderts Männer ohne eine recht ursprüngliche Dichterkraft aufgetreten und hatten versucht die Dornhecke eines unglaublich fest eingewurzelten Vorurtheils zu durchbrechen, das in gänzlicher Verkennung der richtigen Bedeutung des Namens Plattdeutsch, das heißt Niederdeutsch, in dieser Mundart einen gemeinen entarteten Dialect des Hochdeutschen sehen wollte. Als Repräsentant dieser Gattung von Schriftstellern kann der bekannte Humorist Bornemann gelten. Sie selbst hielten das Niederdeutsche nicht für fähig, in einem höheren Genre, als im Schwank angewendet zu werden. Selbst der jüngst heimgegangene Reuter, der hernach so Bedeutendes geleistet und die der Sprache innewohnende natürliche Bildlichkeit und unverdorrene Gewalt so überraschend dargethan und so schön zum Ausdruck gebracht hat, ist wohl in der ersten Periode seines Schaffens nicht ganz frei gewesen von dem erwähnten Vorurtheil, an dem kleinere Geister scheitern mußten, denn seine früheren Dichtungen, ein so köstlicher Humor auch in ihnen lebt, erheben sich nicht über die Gattung des niedrig-

fomischen. Und doch hatte Klaus Groth, der sinnige gemüthvolle Dichter den Wall schon durchbrochen und den Zauber schon gelöst. Nur ihm, dem Angehörigen eines Stammes bei dem, wie in den Ditmarschen, das Plattdeutsche nicht bloß die Sprache des ungebildeten Volkes, sondern ebensogut die Sprache der Besten und Gebildetsten war, konnte der Muth innewohnen den Vorurtheilen entgegen der Welt zu beweisen, daß das Zarteste und Lieblichste, wie das Kraftvollste und Ergreifendste in dieser Sprache sehr wohl zum Ausdruck gelangen könne. War denn nicht in seiner Heimath von je her alles, was das Menschenherz in Freud' und Leid bewegt, in dieser Mundart ausgesprochen und niedergeschrieben worden, und sollten die Thaten jener heldenmüthigen Altvordern der Ditmarsen, welche die Geschichte mit Leonidas und den Seinen vergleichen durfte, nicht in denselben Lauten besungen werden können, in welchen sie ihren Schlachtruf, ihre Siegesfreude und ihre Heldenklage erklingen ließen? Der außerordentliche Erfolg des Quickborn, erst in der engeren Heimath, wo man ihn nur „das Buch“ nannte und dann in immer weiteren Kreisen, zeigte, daß das Niederdeutsche noch recht wohl zur Dichtersprache sich eigne, wie es bis vor wenig Jahrhunderten, stellenweis noch länger, im ganzen Norden Deutschlands die Sprache des Kultus, der Kanzlei, der Schulen und der gesammten Literatur gewesen war.

Aber mit wie lebhaftem Interesse nicht bloß die Norddeutschen, sondern auch die dem Idiom ferner stehenden Stämme die Dichtungen Klaus Groths und Fritz Reuters aufgenommen haben: welche Stellung das Plattdeutsche vor der Durchführung unserer Spracheinheit im Schriftdeutschen eingenommen hat, wodurch es sich von diesem unterscheidet, welche Vorzüge es vor diesem hat, wie weit sich sein Gebiet und das seiner Unterdialecte erstreckt, seine Bedeutung in nationaler, in politischer Hinsicht, die Darstellungsmittel, deren es fähig ist, welch ein ansehnlicher Schatz

von älteren Sprachdenkmälern, von Sprichwörtern, von Volksliedern, und sonstigen Dichtungen aller Gattungen noch vorhanden ist oder der Entdeckung und Publicirung harret, das alles darf man wohl als ziemlich unbekannt voraussetzen, denn die Kunde davon muß aus gelegentlichen zerstreuten Bemerkungen einer großen Anzahl meist nicht gemeinverständlicher literarhistorischer oder sprachwissenschaftlicher Schriften zusammengelesen werden, die nicht einmal leicht zugänglich sind. Selbst die Literatur (die Bibliographie) des Niederdeutschen findet sich nirgends auch nur annähernd vollständig zusammengestellt. Der Versuch der Darstellung einer besonderen Geschichte der Literatur desselben ist nie gemacht worden, man müßte denn die im Jahre 1800 erschienene Preisschrift von Kinderling dahin rechnen, welche außer einer dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr angemessenen sprachgeschichtlichen Einleitung wenig mehr als eine ungeordnete oder wenigstens nur chronologisch gegliederte katalogartige Aufzählung der bis dahin entdeckten oder nicht vergessenen Sprachdenkmäler enthält, ohne jede Scheidung dessen, was für die Literaturgeschichte in Betracht kommt und was nicht. Der Name Plattdeutsch, womit man in neuerer Zeit die Sprache benennt, bezeichnet, wie schon oben angedeutet worden ist, nicht etwa ein plattes Deutsch im ästhetischen Sinne, d. h. nicht etwa einen corrumpirten, in's Platte, Gewöhnliche, Gemeine, gezogenen Dialect des Hochdeutschen, sondern diese Bezeichnung ist hergenommen von der Bodenbeschaffenheit des Landes, in dem die Sprache erwachsen ist und in dem sie herrscht: es ist die Mundart des flachen, ebenen Nordens unseres Vaterlandes und neuerdings, seit kaum einem Jahrhundert, wo in den größeren und großen Städten die hochdeutsche Schriftsprache auch im täglichen Gebrauch das ursprüngliche Platt mehr und mehr verdrängt hat, kann man in Norddeutschland mit diesem Worte die Sprachweise der Bewohner des platten Landes, im

Gegensatz zu der der Stadtbewohner bezeichnen. Ich kann dem Leser hier eine etwas trockene Auseinandersetzung nicht ersparen, welche gleichsam der Schlüssel ist zu dem Verständniß der Entstehung und Ausbildung unserer sprachlichen Verhältnisse. Aus der Ursprache unseres Volkes entwickelte sich eine Reihe von Stammes Sprachen oder Stammesmundarten, die bei aller Verschiedenheit unter einander von der ältesten Zeit an sich in zwei Hauptgruppen schieden, in die Hochdeutsche und die Niederdeutsche. Eine einheitliche Schriftsprache, wie wir sie jetzt besitzen, bekam weder die eine noch die andere Gruppe für das Erste, wie auch ein einheitlicher Name für die verschiedenen Stämme und ihre Sprachweise, die Bezeichnung Deutsch vor Heinrich I., dem zweiten Stifter und Organisator des deutschen Reiches nicht nachweisbar ist, obwohl sich die Hauptstämme des Volkes, die Franken, Alemannen, Baiern, Schwaben, Thüringer, d. h. die Bewohner des gebirgigen Süd- und Mitteldeutschland, und die Sachsen, Angeln, Friesen und andere ihnen eng verwandte Stämme, d. h. die Bewohner des flachen Niederdeutschland sich ihrer Zusammengehörigkeit und ihres Gegensatzes gegen Slaven und Romanen schon weit früher bewußt waren.

Beide Gruppen haben nun während eines Zeitraums von etwa tausend Jahren parallel zweimal eine lautliche Wandelung erfahren, als deren Ergebnis folgende drei Sprachstufen zu betrachten sind.

A. Hochdeutsche	B. Niederdeutsche
1. Althochdeutsch	1. Altniederdeutsch
2. Mittelhochdeutsch	2. Mittelniederdeutsch
3. Neuhochdeutsch	3. Neuniederdeutsch.

Mehr dem Altniederdeutschen verwandt sind die später immer selbständiger sich fortentwickelnden nordischen Sprachen, sowie das Angelsächsische. Vom Mittelniederdeutschen zweigt sich das Hol-

ländische (Blämische) ab, letzteres bis vor wenig Jahrhunderten kaum von den benachbarten niederdeutschen Dialecten des Rheinfränkischen und Westphälischen unterschieden. Auf jeder Stufe entfernen sich die beiden Sprachen mehr von einander, das Niederdeutsche zeigt ein größeres Beharren einmal von vorn herein durch das Festhalten einer älteren Lautstufe und dann durch eine geringere Wandelung der drei angeführten Stufen unter einander. Schon der plattdeutsche Dichter Laurenberg macht dies zum Lobe des Niederdeutschen dem Hochdeutschen gegenüber geltend mit den Worten :

„Unse Sprake blifft altyd bestendig und vest  
 Als se ersten was, wen so is se ot lef  
 Inwe verännert sic alle söfftig Jahr,  
 Dat können de Schrifften bewiesen klar.“

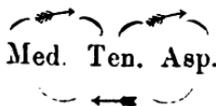
Um das Gesagte deutlich zu machen, muß ich eine kurze Auseinandersetzung des sogenannten Lautverschiebungsgesetzes hieher setzen, welches unser bedeutendster Sprachforscher, Jacob Grimm, angeregt namentlich durch die feinen scharfsinnigen Forschungen des Dänen Rasmus Christian Rask zuerst in seiner Totalität aufgestellt und mit einer Fülle von Beispielen belegt hat. Dieses Gesetz läßt sich ähnlich einer mathematischen Formel in einer Tabelle von drei Reihen von Consonanten ausdrücken und doch enthält es das Ergebnis einer Lebensarbeit und erweist sich als das Grundgesetz der Abstammung und Fortbildung der wichtigsten europäischen Stammsprachen. Einzelne Momente dieses Gesetzes waren allerdings lange vor Grimm beobachtet worden. So hatte schon Aventinus 1533 bemerkt, daß die Niederdeutschen p gebrauchten, wo die Sprache des Oberlandes pf, f, v hat, und daß die Niedersachsen t sprächen, wo das Hochdeutsche ein z oder s setzt, also perd statt pferd, water statt wasser, to statt zu u. s. w. und 1598 bemerkt ein Grammatiker in Anmerkungen zu Williram, daß die Nieder-

länder das hochdeutsche z überall in t verwandelt hätten. Ähnliche freilich mit Irrthümern vermischte Bemerkungen in Beobachtungen fanden sich bei Franciscus Junius der 1677 starb und bei Daniel Morhof, „dem gelehrten Gimber-Schwan“, wie ihn seine Zeitgenossen mit bombastischem Lobe nennen. Es bedurfte der genialen, zusammenfassenden Kraft eines Grimm, um mitten durch das Heer der Anomalien zu dem Gesetz hindurchzudringen, daß bei dem großen indogermanischen Sprachstamme Ableitung, Fortpflanzung und Fortbildung der einzelnen Zweige sich nach ganz bestimmten Gesetzen vollzogen habe.

Die drei Hauptconsonanten, nämlich die P-laute, die K-laute und die T-laute haben eine dreifache Lautstufe und sind nach dieser entweder hauchlose (tenues) oder mittlere (mediae) oder gehauchte (aspiratae). Es sind also:

	P-laute	K-laute	T-laute
tenues	p	k	t
mediae	b	g	d
aspiratae	f (v)	ch	th (z, sz)

Nach dem Lautverschiebungsgesetze erscheint 1) eine Media der urverwandten Sprachen (Indisch, Persisch, Lateinisch, Griechisch, Celtisch, Slavisch,) im Niederdeutschen als Tenuis, im Hochdeutschen als Aspirata, zeigt dagegen 2) die urverwandte Sprache die Tenuis, so erscheint im Niederdeutschen die Aspirata, im Hochdeutschen die Media; 3) kehrt die Aspirata der Ursprache im Niederdeutschen wieder als Media, im Hochdeutschen als Tenuis. Graphisch würde sich die Sache so veranschaulichen lassen:



Dieses Beharren des ursprünglichen Lautes ist für die plattdeutschen Mundarten in so hohem Grade charakteristisch, daß zum Beispiel allein der Wechsel zwischen dem hochdeutschen z und dem plattdeutschen t als untrügliches Unterscheidungs mittel zwischen Hoch- und Plattdeutsch gelten kann. So lauten die hochdeutschen Worte zu, zwei, Zeit, zimmern, Herz, schwarz, Käse, pflanzen im Niederdeutschen to, twei, Tid, timmern, Hert, schwart, Katte, planten. Und um noch einige Beispiele der Verschiebung von pf, f, v (hochdeutsch) und p (plattdeutsch) anzuführen, so entsprechen die hochd. Worte Pflanne, Pferd, pflücken, Apfel, Kopf, stopfen, Dorf, Schaf, schlafen, helfen den niederdeutschen Baun', Perd, plücken, Appel, Kopp, stoppen, Dorp, Schap, schlafen, helpen, und ferner mit einem hochdeutschen ch und dem ihm entsprechenden k im Plattdeutschen, die hochdeutschen Worte ich, machen, Rauch, brechen, stechen, Dach, gleich, Milch den plattdeutschen ick, maken, Roof, breken, steken, Daek, (g)liet, Melk.

Während so in den Consonanten die größte Regelmäßigkeit der Verschiebung und der dadurch erzeugten Unterschiede herrscht, wechseln die Vocale nicht nur in schnelleren Zeiträumen, sondern auch in localer Hinsicht vielfach unregelmäßig. Jede Landschaft, ja fast jeder Ort hat seine Eigenthümlichkeiten, die namentlich auf vocalischem Gebiet liegen, aber alle kommen überein in dem gleichartigen Gegensatz zum Hochdeutschen hinsichtlich der Consonanten. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Unterdialecte eine Anzahl Worte als ausschließlichen Besitz haben, die man am besten mit Provinzialismen bezeichnen kann.

Neben oder über den beiden Gruppen der hoch- und niederdeutschen Dialecte steht nun als ein Drittes die Schrift- oder Buchsprache, welche gewissermaßen eine Spracheinheit repräsentirt ähnlich wie das neue deutsche Reich eine Staatseinheit. Man ist nach Grimms Vorgange geneigt den größten und erfolgreichsten

Bibelübersetzer, nämlich Luther als den alleinigen Schöpfer dieser Spracheneinheit zu betrachten. Und unstreitig hat dieser gewaltige Genius, gleich groß als Sprachbildner und als Reformator, bei uns einen ähnlich bedeutenden Einfluß geübt, wie Dante in Italien. Aber diese Ansicht erleidet eine wesentliche Einschränkung sowohl in Bezug auf die Art und Weise, wie Luther zur Spracheneinheit kam, als auf die Einwirkung seiner Schreibweise auf unsere Gesammtliteratur. Eine, ich weiß nicht wo zuerst ausgesprochene Behauptung, die so oft ohne Prüfung nachgesprochen worden ist, daß sie scheinbar die Kraft eines Arioms gewonnen hat, und die man noch oft vorbringen hört, ist die: Luther habe aus den gesammten Mundarten das Beste herausgenommen und in seiner neu geschaffenen Schriftsprache zusammengefaßt. Diese Behauptung ist falsch. Luther ist seiner Abstammung nach ein Thüringer. Der mansfelder Dialect in dem er aufwuchs, neuerdings in seiner jetzigen Gestalt durch die Dichtungen des trefflichen Gibelhausen in die Literatur eingeführt und für dieselbe fixirt, ist ein Dialect der thüringschen d. h. einer hochdeutschen Mundart, scharf geschieden vom Niederdeutschen, dessen Grenze wenig Meilen von dem Geburtsorte Luthers entfernt ist, keineswegs aber gemischt mit diesem. Doch konnte der große Bibelübersetzer die niederdeutsche Sprache während eines langen Aufenthaltes in Magdeburg, also in dem Gebiet derselben, wohl kennen gelernt haben. Allein aufgenommen hat er in die Sprache seiner Uebersetzung und seiner sonstigen Schriften nur einige wenige Worte, und zwar solche zum meist, welche das Niederdeutsche allein hatte, nicht solche welche mit den oben bezeichneten lautlichen Unterschieden dem Hoch- und Niederdeutschen zugleich angehörten; mit anderen Worten: von den Eigenthümlichkeiten der niederdeutschen Lautstufe findet sich bei Luther nichts. Vielmehr reinigte er seinen heimischen Dialect von localen Eigenthümlichkeiten und schrieb in der Sprache seines en-

geren Vaterlandes, des ganz auf oberdeutschem Gebiet liegenden Kurfürstenthums Sachsen, welche schon durch den officiellen Gebrauch einer einflussreichen Regierung selbst über die Landesgrenzen hinaus halbwegs das Ansehen einer Schriftsprache gewonnen hatte, wie denn auch schon durch den Schriftwechsel der kaiserlichen Kanzlei für ein größeres Gebiet eine Art Schriftsprache gebildet war. Er selbst sagt wörtlich: „ich schreibe nach der sächsischen Kanzlei.“ Nun vervollkommnete und bereicherte er allerdings diese ganz außerordentlich.

Man würde ferner sich irren, wenn man annehmen wollte, die Sprache der lutherischen Bibel sei nun sofort die allgemein angenommene Schriftsprache geworden. Das Verhältniß ist etwa folgendes. Schon lange vor Luther hatte das religiöse Bedürfniß Uebersetzungen erst einzelner Bücher, dann größerer Partien, endlich der ganzen Bibel hervorgerufen, hochdeutsche, wie plattdeutsche. Als die älteste niederdeutsche Bibel gilt die sogenannte Cölnische, die man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1480 setzt. Vor dieser waren bereits fünf verschiedene hochdeutsche Bibeln erschienen, von Bibeln welche bis zum Erscheinen der lutherischen Uebersetzung oder wenigstens ohne erkennbare Einwirkung derselben z. B. in Magdeburg (1491, 1498), in Lübeck (1493, 1494, 1509), in Hamburg 1523, in Halberstadt 1522 und 1523 herausgekommen sind, kenne ich eine ganze Reihe. Auch nach dem Bekanntwerden der Bibel Luthers blieb das heilige Buch im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet noch lange niederdeutsch, nur daß die älteren vorlutherischen Uebersetzungen sachlich nach Luther berichtigt wurden. Der Einfluß des Reformators lag also hier rein auf sachlich-dogmatischem, nicht auf sprachlichem Gebiete. Möglicherweise übertrug man die Uebersetzung Luthers einfach ins Plattdeutsche, wie man die bedeutendsten epochemachenden Schriften anderer bedeutender Männer jener Zeit auch größtentheils hinüber-

nahm, so z. B. Brants Narrenschiff (Kostock 1519), die polemischen Schriften der meisten Reformatoren und ihrer Gegner. Größere protestantische Gemeinden ließen sich Kirchenordnungen in niederdeutscher Sprache ausarbeiten, so Braunschweig, und zwar meistens von Bugenhagen, der ein geborener Pommer war. Plattdeutsche Gesangbücher entstanden in Menge durch Uebersetzung hochdeutscher Lieder und Sammlung niederdeutscher Originale. Bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges blieben diese und ähnliche Erbauungsschriften allgemein im Gebrauch, in manchen Gegenden noch bedeutend länger. Wie konnte ferner im südlichen Deutschland, das, wie das nordwestliche Niederdeutschland vorherrschend katholisch blieb, Luthers Bibelübersetzung einen irgendwie nennenswerthen Einfluß gewinnen? Hier wie im niederdeutschen Sprachgebiet kam man noch lange nicht zu einer einheitlichen Schriftsprache, wie man eine solche auch während der ersten Blütezeit unserer Nationalliteratur (der mittelhochdeutschen) keineswegs gehabt hatte.

Erfolgreicher war in dieser Hinsicht, wie Klaus Groth in seiner neuesten trefflichen Schrift „Ueber Mundarten und mundartliche Dichtung“ so schlagend nachweist, der Einfluß der schlesischen Dichterschulen und namentlich der Gottscheds, die ja allerdings auf Luthers Schultern standen. Bereichert haben diese Männer die Sprache keineswegs; im Gegentheil: alles was mundartlichen Anstrich hatte, — und das ist ja gerade das lebendigste, frischeste, kräftigste an einer Sprache, was Luther wohl zu würdigen und genial zu verwerthen gewußt hatte, — wurde von dem Sprachreinigungseifer dieser gelehrten Bedanten verworfen und verbannt. Dennoch ist ihr Einfluß und ihr Verdienst nicht zu unterschätzen: sie kämpften siegreich für die allgemeine Annahme der durch sie geschaffenen Fassung, sie führten die Spracheinheit vollständig durch und die Einwirkung derselben auf die Verallgemeinerung

der Volksbildung ist ein ganz gewaltiger. Aber was war aus der deutschen Sprache geworden? Es konnte nicht verbleiben, daß der pedantische Geist dieser Männer, ihr steifes, verschnörkeltes, langweiliges Wesen der Sprache eingepfropft wurde. Gottsched vollendete was die Schlesier angebahnt hatten. „Schlesien“, sagt Klaus Groth in dem erwähnten Buche, „war damals ein neu germanisirtes Land. Es hatte keine Stammessprache gleich alten deutschen Gauen, wie Franken, Schwaben oder Niedersachsen, es hatte keine eigenthümlich ausgeprägte Mundart. Die Schlesier hielten dies für einen Vorzug; die erste schlesische Dichterschule, Opitz an der Spitze, hielt daher vor Allem bei ihren Verstärkungen auf rechte Reinigkeit und Dignität der Sprache, wie Opitz in seinem sonderbaren Büchlein über die deutsche Poeterey sich ausdrückte, d. h. sie verbannten und verfolgten die provinziellen (mundartlichen) Ausdrücke und Redeweisen als gemein. — Im Deutschn der ersten schlesischen Dichterschule fehlte alles Blut aus dem Volksherzen, das nur in seinen Mundarten lebendig pulst. Die Einheit wurde also theuer erkaufte. Denn unsere Buchsprache blieb blaß und vornehm weit mehr entfernt vom Volksmunde als z. B. das Englische“. Der Verfasser des erwähnten Buches, das ich eine mit Wärme und innigstem Verständniß geschriebene vortreffliche Apologie der niederdeutschen Sprache nennen möchte, weist dann darauf hin, wie Herder und die anderen großen Sprachmeister, die wirklichen Schöpfer unserer Volksliteratur, dies sehr wohl erkannt und beklagt haben. „Herder“, sagt er, „gießt in allen möglichen Variationen Spott und Hohn aus über die Wortgrübler, Schulmeister, Regelschmiede, über die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen, über die Großsigelbewahrer der Keuschheit der Sprache, die in der Sprache eine solche Langeweile, solchen Bücher-, Katheder- und Studirstubenton, solchen Professor- und Paragraphenstil eingeführt haben, daß Natur, Freiheit und Laune des Ausdrucks wie

eingefärgt erscheinen.“ Er forderte Leichtigkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Idiotismen. Also gerade das, was die andern verworfen, was die Verkünftler und Sprachmeister seit anderthalb Jahrhunderten ausgemergelt hatten, damit wir zur Einheit gelangten.

Nicht weniger klagt Schiller über die Dürftigkeit der Sprache, gegen die er mit Riesenkraft ankämpfen mußte, um sie zu dem Grade der Schönheit des Ausdruckes zu erheben, die wir an seinen Dichtungen bewundern. Göthe, welcher über Mundarten und selbst über das Niederdeutsche, das ihn ja weniger anheimeln mußte als die süddeutschen Dialecte, sehr günstig urtheilt, schöpfte aus der Mundart seiner Vaterstadt und aus anderen unablässig und manches verbannte, halbvergessene Wort gewann durch ihn wieder volles Bürgerrecht. Man sehe nur seinen Götz, seinen Faust und die Gedichte darauf an, und man wird auf jeder Seite eine Bestätigung dieser Behauptung finden. Auch Lessing wird nicht zum Schaden für seinen Stil und seine prägnante Sprache auf niederdeutschem Gebiet gelebt haben. Wie viel Saft und Kraft in den Mundarten liegt und grade vorzugsweise im Niederdeutschen, das haben nicht bloß erst die berühmten plattdeutschen Dichter der Gegenwart bewiesen: an vielen aus dem Volk gleichsam herausgewachsenen Erzeugnissen dieser Sprache werden wir das beobachten.

Doch bevor ich auf die Darstellungsmittel des Niederdeutschen und auf ihre Unterschiede von denen des Hochdeutschen näher eingehe, will ich einige Mittheilungen über das Sprachgebiet machen. Die Einschränkungen, welche dasselbe durch die hochdeutsche Buchsprache erlitten hat, sind verhältnißmäßig gering. Die Grenzen nach außen hin sind fast dieselben geblieben, wie vor Jahrhunderten. Nur im Innern des Gebietes haben die größeren Städte wie Berlin ganz, andere wie Danzig, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Köln größtentheils die hochdeutsche Sprache angenom-

men; auch in den kleineren Städten sprechen die höheren Stände schon lange nicht mehr platt, ausgenommen in den Hansestädten Hamburg, Lübeck, Bremen, wie überhaupt in den Städten der nördlichsten Districte. Trotz dieser Einbuße kann man die Zahl derer, welche das Niederdeutsche noch jetzt als ihre eigentliche Muttersprache betrachten, während sie sich des in der Schule erlernten Hochdeutsch nur vereinzelt bedienen, immer noch auf mindestens 10 Millionen anschlagen. Von der russischen Provinz Kurland an bis nach Holland und Belgien hin beherrscht es den ganzen Norden Deutschlands. Die Sprache der Holländer und der Flamingen in Belgien unterscheidet sich vom Plattdeutschen fast nur durch die Orthographie und durch zahlreiche meist erst nach dem dreißigjährigen Kriege in diese beiden Sprachen eingebürgerte Worte und Wendungen, welche dieselben in ihrer Fortbildung zu eigentlichen Schriftsprachen nothwendig aufnehmen mußten, ich meine die wissenschaftlichen und industriellen Kunstausdrücke, welche die plattdeutsche Volkssprache nicht hat, weil sie dieselben nicht brauchte. Dazu gehört eine bedeutende Anzahl von Abstracten, welche sie wenigstens im mündlichen Gebrauch fast ganz verschmäht, weil sie, wie jede noch nicht verbildete und abgenutzte Volkssprache überall den sinnlich plastischen Ausdruck vorzieht. Die noch heute bestehende enge Verwandtschaft des Holländischen und Flämischen mit dem Plattdeutschen ist politisch nicht ohne Bedeutung. Die Holländer zwar, in früheren Jahrhunderten weder durch einen sprachlichen noch durch einen politischen Gegensatz von den übrigen deutschen Stämmen getrennt, fühlen sich jetzt in einem ausgesprochenen nationalen, fast könnte man sagen feindseligen Gegensatz zu uns, ihren einstigen Landsleuten, der kaum erklärlich erscheinen würde, wenn nicht historische Vorgänge den Schlüssel dazu böten. Die Politik des spanisch-deutschen Hauses Karls V. hat diese Entfremdung verschuldet. Als sich die Niederlande, damals noch ganz

deutsch an Sprache und Sitte, an Kunst und Gesetz, in heldenmüthigem Freiheitskampfe von Spanien losrissen, sahen die Stammesbrüder müßig zu, oder waren in ihrer Zerrissenheit zu ohnmächtig um zu helfen. Das österreichisch deutsche Kaiserhaus verfolgte eine den Niederländern feindliche Politik. Mit der Hülfe Englands und Frankreichs befreit, schwang sich der von Deutschland politisch getrennte Staat schnell zu ungeahnter Macht und zu einem außerordentlichen Wohlstand empor. Die stete, jetzt allerdings mehr wie je illusorische Furcht, diese Güter durch eine Annexion an das immer mehr erstarkende Deutschland zu verlieren, mag die gegenwärtige Stimmung erzeugt haben. Dennoch sind sich vorurtheilsfreie Holländer ihrer Zusammengehörigkeit mit uns noch recht wohl bewußt. Das mögen die Aussprüche zweier hervorragender Gelehrten jenes Volkes beweisen, die Klaus Groth in einem zu London gehaltenen Vortrage erwähnte. „Ganz Niederdeutschland,“ sagt der gelehrte Dozn, „von der Schelde bis zur Weichsel wird von gleichartigen Stämmen bewohnt,“ und Professor Fruin schreibt: „Da Holland zu rechter Zeit versäumt hat, sich an die Spitze der niederdeutschen Nation zu stellen, — diese Rolle größtentheils an Preußen überlassen hat: wäre das Gesetz und Regel für die Niederländer, sich jetzt der niederdeutschen Bewegung nicht anzuschließen, welche sich jetzt in Norddeutschland geltend macht?“ — Solche Stimmen sind immerhin bemerkenswerth. Viel günstiger liegt die Sache für das Deuththum in Belgien. Das mag eine a. a. D. citirte Stelle aus einem wichtigen Leitartikel der Antwerpener Zeitung „Jeders Belang“ (Was jeden angeht) vom Januar 1868 beweisen, wo es heißt: „Deutsche Bewegung. Unter diesem Titel werden wir alle literarischen und politischen Neuigkeiten mittheilen, welche die Niederdeutsche Bewegung im Allgemeinen betreffen, nicht bloß in Holland und Belgien. Daß es 10—12 Millionen Norddeutsche giebt, deren

Muttersprache plattdeutsch ist, weiß jeder Blaming von einiger Bildung. Aber daß das hörbare oder gesprochene Plattdeutsch für einen Antwerpener z. B. nicht schwerer zu verstehen ist, als etwa das Blämische von Ypern oder Limburg, ist nicht so allgemein bekannt. Dies hat Herr Dr. Hansen, der Mittelpunkt des Plattdeutshums in Antwerpen, unter Anderem in der Vorrede zur Uebersetzung von Groths Rothgeter hinreichend bewiesen.“ „Alles kommt darauf hinaus, daß die plattdeutschen Schriftsteller bisher zu sehr ihrem landschaftlichen Dialect folgten, und vor allem, daß sie genöthigt gewesen sind, ihre Muttersprache mit hochdeutschen Lettern und Lauten zu schreiben.“ Um dies zu beweisen, theilt der Bericht ein Lied Antwerpener Mundart in plattdeutscher Schreibweise mit, und fährt fort: „Man sieht daraus, daß diese (plattdeutsche) Schreibweise uns selbst die bekannte Sprache unkenntlich macht, wie viel mehr also das Plattdeutsche selbst, das nur aus diesem Grunde so vielen in Belgien fremd erscheinen muß. Laßt uns aber hoffen, und diese Hoffnung ist nicht ohne Grund, daß die plattdeutschen Schriftsteller sich mehr und mehr der niederländischen Schreibweise annähern mögen, die sie als die Fortsetzer der niedersächsischen Literatur beinahe als die ihrige betrachten können. Möge aber auch bei uns Niederländern mehr und mehr das Bewußtsein sich stärken, daß wir Niederdeutschen aus Nord, Süd und Ost: Holländer, Belgier und Plattdeutsche Ein „dietsch Volk“ ausmachen mit Einer Sprache, getrennt in drei Volksmundarten, doch nur noch geschieden in zwei Schrift-dialecte. Und ist es nicht herrlich zu denken, bei der Unterdrückung die wir Blamingen leiden, daß es nur von einigen wenigen Buchstaben, einigen Formen abhängt, um eine Literatur zu stiften, die sich über ein Gebiet von achtzehn Millionen von Lesern erstreckt?“

Sa namentlich seit der politischen Erstarkung Deutschlands 1870 sind die Blicke der Blamingen in ihrem Kampf gegen die

französisch gefinnte Partei der Ballonen voller Hoffnung auf Deutschland gerichtet.

Ich selbst habe im brieflichen und literarischen Verkehr mit den Führern der vlämischen Partei vielfache Beweise von dieser Hinneigung der Vlamingen zu uns empfangen und darüber in einem längeren Essai im Juli-Augustheft der „Deutschen Warte“ von 1873 berichtet. Als unsere Heere in Frankreich Sieg auf Sieg erfochten, da haben sich die Vlamingen mit freudigem Stolz als unsere Stammesbrüder gefühlt und ebenso begeistert als bei uns ist an den Ufern der Schelde die Wacht am Rhein erklingen: „Dar klikt en kreet als een donderknaal, als zwaardgeknatter on golven-val.“ Wie schön besangen unsere Siege die Dichter Nolet de Brauwere, Emanuel Hiel u. Andere, vor Allen aber Adolphe van Soust de Borckenfeld in seiner episch-lyrischen Dichtung „L'Année sanglante“, welche von mir ins Deutsche übertragen und unter dem Titel „Das blutige Jahr“ vor einem Jahre erschienen ist.

Im Norden reicht die plattdeutsche Sprache überall bis an die Ostsee und Nordsee, zwischen beiden Meeren zieht sich die Grenze durch den nördlichen Theil von Schleswig, die Königsau. Hier wohnen Deutsche und Dänen neben einander, und das Niederdeutsch jener Gegenden hat einige wenige Elemente des Dänischen aufgenommen und umgekehrt. In den russischen Ostseeprovinzen ist die Sprache des Volkes seit Jahrhunderten plattdeutsch. In der Blüthezeit der Hanse wurden hier, wie an allen Borden des germanischen Meeres, wie man die Ostsee nannte, Käufe von welt-händlerischer Bedeutung, Verträge mit Königen und Fürsten abgeschlossen und oft genug dictirten die königlichen Kaufherren von Lübeck, Stettin und Braunschweig den Fürsten der nordischen Länder in dieser Sprache den Frieden.

Haben wir uns somit über die Grenzen des Plattdeutschen

gegen das Ausland hin orientiert, so bleibt uns noch übrig die Südgrenze desselben, d. h. seine Grenze gegen das Hochdeutsche festzustellen.

Die Sprachkarte von Bernhardi mit den Erläuterungen dazu, sowie die von Kiepert geben einen guten Anhalt und man kann sich leicht einen allgemeinen Ueberblick verschaffen. Aber manche Strecken der Grenze des Hoch- und Niederdeutschen sind noch zu wenig untersucht, als daß mehr als eine ungefähre Linie angegeben werden könnte. Für das Rheingebiet, auf welchem in ältester Zeit die meisten Vermischungen, Verschmelzungen und Verpflanzungen von Völkerschaften stattgefunden haben, besitzen wir eine Abhandlung von Wahlenberg „Die niederrheinische (nordrheinfränkische) Mundart und ihre Lautverschiebungsstufe (Programm des Gymnasiums zu Köln von 1872)“ eine gründliche Vorarbeit auch für die Grenzfrage. Darnach sind „Neuß und Kaiserswerth die nördlichsten Punkte im Stromgebiet des Rhein, welche das Hochdeutsche erreicht; von hier aus gegen Westen und Osten zieht sich jedoch die Sprachscheide weiter nach Süden zurück und zwar auf dem östlichen Ufer bedeutend mehr als auf dem westlichen. Neuß und Düsseldorf gelten so als vorgeschobene Posten des Hochdeutschen. Hier an den regen Verkehrsstraßen mochte wohl schon in älterer Zeit die größere Rührigkeit des südlicheren fränkischen Volkstammes das Vordringen des hochdeutschen Elements begünstigt haben.“ Den plattdeutschen Dialekt am Rhein nennt der Verfasser Nordfränkisch oder Niederrheinfränkisch und sagt, daß auch dafür die Benennung „Ripuarisch“ gebräuchlich sei. Andere Namen dafür sind kölnische, jülichische, gelbrische, flevesche Mundart, welche der gelehrte Verfasser des *Etymologicum teutonicae linguae*, Kornelius Kiel von Duffel (Dufflaeus) † 1607 unter dem Namen des Sylambrißchen zusammenfaßt. Daran schließt sich im Nordosten die ganz plattdeutsche, märkische und westphä-

lische Mundart an. Man muß mit Wahlenberg annehmen, daß das Hochdeutsche auf den lebhaften Handelsstraßen zu beiden Ufern des Rheines durch seinen übermächtigen Einfluß sich immer mehr in das niederdeutsche Gebiet vorgehoben hat.

Ganz im Westen der Rheinprovinz ist etwa Eupen südlich von Aachen, wo der Dialect schon Zwitterformen zeigt, der südlichste Punkt des plattdeutschen Gebietes. Der Gürtel zwischen der hohen Veer und der Eifel ist schon hochdeutsch, hat jedoch noch viele Laute gothischer Stufe, z. B. in einem Gedicht, das aus dem Kreise Brüm stammt, finde ich „deht“ statt „thut“, „Dag“ statt Tag, „deck“ statt dich, „töschén“ statt zwischen, „bleiwen“ statt bleiben; dann „ess't t'spyh“ für dann ist es zu spät; „Pädden“ statt Frosch, was ebenfalls Niederdeutsch ist, ferner eine Menge niederdeutscher Vocale. An dem Beispiel Berlins, das eine hochdeutsche Sprachinsel mitten im niederdeutschen Gebiet bildet, kann man sehen, daß große Städte keinen rechten Anhalt für die Bestimmung der Mundart bieten. So hat auch in Köln die gebildete hochdeutsche Schriftsprache im städtischen Verkehr die ursprünglich niederrhein-fränkische bald überwuchert. Doch hat die kölnische Volkssprache noch manches plattdeutsche Element treu bewahrt. So hört man allgemein et für es, wat für was, während die Mehrzahl der Worte auf der hochdeutschen Lautstufe steht. Die besten Belege für eine Mundart sind als echte Erzeugnisse des Volkes die Sprichwörter. Ich führe daher einige an. Wer singe Kopp verwat't, de verwat't kein dauf Noß, sagt man in Köln, und: Treck Kinder op, treck jung Hung op, oder Wer gitt (gibt) watte hät, es (ist) wä'th, datte lew. Hier sind die Worte Kopp, de, dauf (taub), treck, op, watte (wat he — was er), datte (dat he — daß er), lew — lebe ganz niederdeutsch, dagegen Noß und wer hochdeutsch, und nur dialectisch gefärbt. Merkwürdig und charakteristisch für die

kölnische Mundart ist die Anwendung des k für einen hochdeutschen t-laut z. B. Lücf für Leute, lücke für leiden, oder das Abstoßen des t der Endung wie in fänk (= fängt). Mit der hessischen hat sie das nit (nicht) gemein.

Südlich von Köln bis zum Siebengebirge verschwinden diese plattdeutschen Formen immer mehr. Einen im wesentlichen plattdeutschen, aber mit hochdeutschen Worten gemischten Dialect zeigt die mehrere Meilen breite Zone um Wipperfürth, Elberfeld, Uerdingen, Krefeld, München-Gladbach, wo Worte mit hochdeutschen Consonanten, aber dem Platt sich näherndem Vocalismus in Menge vorkommen, z. B. ech, ach, secher, erlich, glich, Zemmer. Im Allgemeinen läuft die Grenze von Köln nach Osten ungefähr auf dem 51. Breitengrade bis in die Gegend von Olpe, während südlich davon immer eine Zone gemischter Mundart bleibt, welche weiterhin im Norden von der Lenne, im Süden vom Rothaargebirge begrenzt wird. Von hier ab wendet sie sich entschieden nach Norden. Das Fürstenthum Waldeck ist noch größtentheils dem niederdeutschen Gebiet angehörig, dann schiebt sich ein Theil des früheren Kurfürstenthums Hessen, von dem namentlich das Diemelthal niederdeutsch ist, und der größte Theil des Eichsfeldes als hochdeutsches Gebiet nach Norden vor. Weiterhin bildet eine zwischen Göttingen und Duderstadt laufende Linie die ziemlich scharfe Grenze. Von dem letztgenannten Orte sagt Dr. Eduard Krüger, daß sich dort bei denen, die nördlich vom Berge wohnen, das Plattdeutsche in Worten wie dat, wat, u. s. w. scharf von dem das, was der südlich vom Berge wohnenden unterscheidet. Weiter östlich läuft die Grenze quer durch den Harz. Wie in anderen Gegenden größere Flüsse z. B. die Weiser, die Elbe, so haben hier unwegjame Gebirgszüge eine Annäherung oder Vermischung der Mundarten verhindert, und so giebt es hier gar keine Abstufungen. Rechts oder südlich von der erwähnten Linie, die ungefähr der

Wasserscheide folgt, ist alles durchaus Hochdeutsch, links alles Platt. Zum Gebiet des letzteren gehören die meisten früher hannoverschen Landestheile. Die Grenze läuft ungefähr zwischen den Städten Bernigerode, Blankenburg, Gerrode, Aschersleben, deren Umgebungen plattdeutsch sind, und Stolberg, Harzgerode, Mansfeld (hochdeutsch) durch. Anhalt ist noch theilweise plattdeutsches Gebiet, während sich östlich davon das früher zu Obersachsen gehörige Elbland etwa bis an den Fläming als hochdeutsches Gebiet nördlich vorschiebt. Weiterhin läßt sich die Grenze viel einfacher bezeichnen. In der Provinz Brandenburg dringt das Wendische (im Spreewald) ins niederdeutsche Gebiet vor, Pommern hat durchaus, West- und Ostpreußen neben dem Polnischen und Litthauischen, sowie dem Hochdeutsch der größeren Städte die plattdeutsche Sprache. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß Reisende in Südrußland, welches seit Anfang dieses Jahrhunderts von preußischen Mennoniten besiedelt worden ist, ein unverfälschtes Platt vorgefunden haben, was durch Mittheilung von Sprichwörtern, Volksreimen und Liedern belegt worden ist. Im 3. Bande von Firmenichs Völkerstimmen, dieser umfassendsten Sammlung deutscher mundartlicher Dichtungen und Sprachproben, wird ein altes niederdeutsches Volkslied mitgetheilt, das sich schon in der ditmarsischen Chronik von Neocorus findet und das in Südrußland noch vom Volke gesungen wird. Es lautet:

Ik will mi ene schene Waid  
 To minem Wiewe nemen  
 Wenn set mi künn von Haverstroh  
 Spinnen de fiene Siede.

Sall ik di von Haverstroh  
 Spinnen de fiene Siede  
 Sallst du mi van Lindenlof  
 En nee Paar Kleeder schnieden.

Sall ick di von Lindenlof  
 Een nie Paar Kleeder schmieden  
 Sallst du mi de Scheere halen  
 To nedderwärts ut'n Rhine.

Auch in Amerika hat sich in einzelnen Ansiedlungen das Plattdeutsch ziemlich rein erhalten, obwohl die enge Verwandtschaft mit dem Englischen eine Vermischung beider Sprachen sehr begünstigt.

Auf diesem Gebiete nun hat sich in der Zeit, wo die Sprache literarisch todt war, eine Reihe sowohl im Wortschatz, als im Vocalismus ziemlich weit auseinandergehender Dialekte entwickelt. Die Zeit des Verstummens kann man rechnen von der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Die letzte niederdeutsche Bibel war 1621 gedruckt worden. Das jüngste niederdeutsche Gesangbuch, welches mir bei eingehender Beschäftigung gerade mit diesem Literaturzweige zu Gesicht gekommen<sup>1)</sup>, ist das Hamburger vom Jahre 1630. Als letztes literarisches Erzeugniß stehen schon vereinzelt an der Grenzscheide der productiven Zeit die berühmten Scherzgedichte von Laurenberg, welche zuerst 1652 erschienen, dann aber, wie der Keineke Vos noch später eine Reihe von Auflagen erlebten. Die folgenden zwei Jahrhunderte haben kaum etwas erzeugt, was literarischen Werth hätte. Nur für die Sammlung von Idiotismen ist in fast allen niederdeutschen Gauen Namhaftes gethan worden. Einiges Interesse konnte die Herausgabe einer Anzahl mittelniederdeutscher Dichtungen durch den Helmstädter Professor Brun mitten in der öden Zeit erwecken, die unter dem Titel: „Romantische Gedichte,“ am Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen, und von denen einige in letzter Zeit mit gelehrten Commentaren versehen von G. Schröder, N. Lübken u. A. aufs Neue herausgegeben worden sind.

Eine Sprache, die auf diese Weise lange Zeit nur gesprochen,

<sup>1)</sup> Vergl. meine Beiträge zur Geschichte des deutschen geistlichen Liedes (Progr. des Programmatorium zu Sangerhausen 1874).

nicht geschrieben wurde, mußte ohne feste Regeln der Grammatik und namentlich der Orthographie nothwendigerweise verwildern und immer mehr in Dialekte auseinandergehen. Die Mundarten des westlichen Norddeutschland sind schon vorhin aufgezählt worden. Sie divergiren schon bedeutend unter sich, noch mehr aber mit den andern östlich von ihnen sich ausdehnenden, z. B. dem Holsteinischen, Mecklenburgischen, dem Göttingisch-Grubenhagener, dem Altmärkischen und dem Idiom der Mark Brandenburg, ferner dem Pommerischen und Preussischen. Die Wörterbücher, die Idiotiken- und Sprichwörterfassungen, deren mir gegen dreißig bekannt sind, zeigen in dem Wortschatz und den Wortformen bedeutende Verschiedenheiten, nicht minder die zahlreichen literarischen Erzeugnisse der neuesten Zeit, welche die Anregung durch Klaus Groth und Fritz Reuter in Menge hervorgerufen hat. Wie gleichmäßig und einfach ist dagegen die Sprache und die Schreibweise der Denkmäler aus früherer Zeit, z. B. des Reineke Vos und der erwähnten sogenannten romantischen Gedichte!

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zur Besprechung der Darstellungsmittel des Niederdeutschen und des Verhältnisses derselben zu denen der Schriftsprache zurück. Ein Dichter wie Groth darf sich mit Recht darüber beklagen, daß eine superkluge Kritik dem plattdeutschen Dichter vorzuschreiben versuche, was ihm in seiner Muttersprache zu dichten erlaubt und opportun sei, und was nicht. Und wenn auch das erwähnte Vorurtheil, daß dieselbe sich nur für das Humoristische eigne, im Schwinden ist, so glauben doch noch Viele, daß der Kreis dessen, was sich Plattdeutsch darstellen läßt, ziemlich eng sei. Aber soll denn deshalb, weil z. B. eine durchschlagende Tragödie in niederdeutscher Sprache noch nicht geschrieben ist, dieser die Fähigkeit abgesprochen werden, etwas Derartiges auszudrücken? Ich kann mir, um ein Beispiel anzuführen, Heinrich Kruse's Trauerspiele „Die Gräfin“ und „Wullenwewer“,

die ganz auf niederdeutschem Gebiet spielen und niederdeutschen Geist athmen, recht wohl in der Sprache ausgeführt denken, in welcher die darin auftretenden Personen in der historischen Wirklichkeit gesprochen haben. Wenn es nur Einer, der es vermag, versuchen wollte. Freilich noch mehr als an einer schöpferischen Dichterkraft würde es an einem Publikum gebrechen, das solche Dinge unbefangen, vorurtheilslos aufzunehmen im Stande wären. Die, welche noch wirklich platt sprechen, Leute aus dem Volk, sie sind nicht reif für Dichtungen des höheren Genres; die Gebildeten aber, oder die sich's dünken, wenn sie ihre kernige Stammesprache gegen ein meistens nur zu fehlerhaft gesprochenes Schriftdeutsch vertauscht haben, würden, gewohnt im Plattdeutschen die Sprache der Bauern, des städtischen Proletariats, des Gesindes zu sehen, ja sich ihrer zu schämen, das Ernste, das Pathetische, das Erhabene, selbst wenn es mustergültig ausgedrückt wäre, kaum herausfinden. Ja wohl! der Kreis des niederdeutsch Darstellbaren ist eng, weit enger vorläufig als der des Hochdeutschen, aber in ganz anderer Weise, als sich Kunststrichter von dem Schlage der oben bezeichneten einreden möchten. In der plattdeutschen Sprache ist das, was wir im tadelnden Sinne mit Phrase bezeichnen, so gut wie unmöglich. Sie hat nur Worte und Töne für das Natürliche, Einfache, Wahre. Hochtrabender Redeschwall, falsches Pathos, das Schlüpfrige, Raffinirte, Zweideutige würde sich in ihr nicht ohne den größten Zwang ausdrücken lassen, und in dem wirklich niederdeutschen Volk würde es nicht verstanden, oder je nachdem verlacht oder verabscheut werden. Gewiß ist die hochdeutsche Sprache, nachdem die Dichter der zweiten großen Blütezeit unserer Literatur ihr den Adel der Anmuth und Vollendung aufgedrückt haben, und seitdem wir Glätte und Formvollendung selbst bei mittelmäßigen Dichtern zu finden gewohnt sind, gewiß ist sie gewandter, glänzender, gebildeter, reicher, als die niederdeutsche; sie fügt sich willig und gefällig

dem sprödesten Stoffe, sie weiß Ton und Farbe der geistigen Erzeugnisse aller Völker wiederzugeben, jeder Form sich geschmeidig anzupassen und für die leiseste Schattirung des Gedankens und Gefühls hat sie ihre Farbe bereit. Das zeigt namentlich unsere Uebersetzungsliteratur, aus der ich nur Rückerts Leistungen in der Nachbildung indischer und arabischer Poesien, oder Wilhelm Jordans Sophokles, oder den Calderon und Ariosto von Gries oder Schlegel's und Lied's Shakespeare erwähnen will. Aber in dem Schlimm und der Gewandtheit der Sprache liegt auch schon wieder ein Nachtheil. Durch den vielfachen Schriftgebrauch nützen sich die Worte ab, schleifen und greifen sie sich ab wie Münzen und verlieren wie diese das Bild. Ursprünglich ist jede Sprache sinnlich-plastisch, d. h. alles in ihr ist vom Sichtbaren, Greifbaren hergenommen, die Worte waren Namen für sichtbare Dinge, erkennbare Handlungen, die Verhältnißworte waren rein örtlich. Je mehr eine Sprache für den Schriftgebrauch dienstbar gemacht wird, desto abstracter wird sie, desto mehr verblasen die ursprünglichen Bilder. Geniale Dichter schaffen ihr neue, aber bald gehen auch diese in den täglichen Gebrauch über und verlieren die bildliche Kraft, sie werden zu stehenden formelhaften Wendungen, bei denen sich die Phantasie kein Bild mehr macht. Der schönste bildliche Schmuck der Rede ist unstreitig die Metapher d. h. die Uebertragung von Eigenschaften, Merkmalen, Gefinnungen und Verhältnissen der Dinge, denen sie von Natur (d. h. ihrer Stellung im Weltganzen und der Weltordnung nach) zukommen, auf solche, denen sie von Natur nicht zukommen. Wendungen wie der Abend des Lebens, Krystall der Bogen, Schleier der Dämmerung, die Rosen der Wangen, Hals, Bauch, Fuß des Gefäßes oder der Flasche, sind ursprünglich lebenskräftige Metaphern gewesen und kein geringes Talent hat der bewiesen, der sie ins Leben rief. Aber wer empfindet darin jetzt noch, nachdem sie tausendfältig im Schriftge-

brauch wiedergekehrt und alltäglich geworden sind, das Bildliche, was ihnen innegewohnt hat? Noch mehr gilt dies von einzelnen Worten, wie begreifen, entdecken und von einer Unzahl stehender malender Beiwörter (Epitheta), denen ursprünglich bildliche Kraft eigen war. Ganz anders ist das im Niederdeutschen. Es ist nicht so ausgebildet, aber auch nicht so abgenutzt. Ja gerade die Unbeholfenheit in der Darstellung abstracter Dinge treibt unaufhörlich den Sprechenden und Schreibenden an, nach einem Vergleich, nach einem Bilde zu greifen. Daher die außerordentliche natürliche Plasticität dieses Idioms, die sich namentlich in Sprichwörtern, aber auch in der Sprache an und für sich zeigt. Es ist unglaublich, wie viel in einer unverbrauchten, unverblästen Sprache hier vom Volk im alltäglichen Verkehr erzeugt wird, das verfliegt und untergeht, wie Urwaldgräser. Nur ein Beispiel will ich anführen. In einem gemüthlichen Wortstreit hörte ich einen ganz schlichten Bauern zu einem andern sagen, den er vergeblich zu seiner vermeintlich höheren, besseren Ansicht zu befehlen versucht hatte: „Wat eenmaal to'n Swintrog uthaut is, dat werd in sien' Lewen kein Wigelin“, womit er andeuten wollte, der Andere habe, beschränkt oder roh, wie er sei, keinen Sinn für etwas Höheres. Ist das nicht ein Bild, das eines Shakespeares würdig wäre?

Wie kommt es nun, daß, während das Volk einen Schatz concreter, kernhafter Bilder schon in seiner Sprache an sich besitzt, oder mit Leichtigkeit, ohne Grübeln und Suchen wie durch natürliches Wachsthum zu Tage fördert, der in der Schriftsprache sich ausdrückende Redner oder Dichter seine ganze Kraft gebrauchen muß, um sich einen frischen, kraftvollen oder gar originellen Stil zu wahren? Einige von den Ursachen dieser Erscheinung habe ich schon angedeutet. Die sogenannte schöne Literatur hat noch wenig nachtheilig für die Frische und Bildlichkeit der Sprache gewirkt. Dichterlinge, welche immer und immer wieder aus Schillerschen,

Göthe'schen und Heine'schen Brocken neue Mosaikbilderchen zusammensetzen und Gestaltungen schaffen, die aussehen wie Kinder, welche im Hochzeitsstaat ihrer Großeltern einherschreiten, sie werden nie großen Einfluß auf die Sprache gewinnen.

Viel verderblicher für die naturwüchsige Kraft und Bildlichkeit der Sprache ist hier die Massenproduction in Schrift und Druck, die Frivolität conventionell gewordener Wendungen, namentlich aus den Meisterwerken unserer Literatur, das ewige Parodiren der Zeitungen, die parlamentarische Berebbarkeit, die Börse, die Kanzleien, die Fachschriften auf wissenschaftlichem und nicht rein wissenschaftlichem Gebiet. Da kommt es meistens darauf an, den Gedanken mit möglichster Kürze und Prägnanz darzustellen, ein Heer von Kunstausdrücken, von formelhaften Wendungen, von falschen Metaphern und andern Bildern, von stereotypen, oft nichts-sagenden Phrasen dringen in die Sprache ein. Man vergleiche hierüber die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ von Kl. Groth und seine schon angeführte Schrift über Mundarten. Manche kaufmännische Wendungen sind ursprünglich Bilder gewesen, z. B. „Weizen matt, Eisen flau, Hopfen ruhig, Heringe belebt“; manches, wie „rother Klee vernachlässigt“ klingt fast lyrisch, — aber wer denkt sich noch etwas dabei, was einem Bilde gleicht? Hier wird zum Schaden der Sprache und des Geschmacks unendlich viel gesündigt und das theilweise ohne Noth. Wenn Jemand Folgendes ohne Angabe der Rubrik, unter der es steht, aus einer Zeitung vorläse: „Berlin lieferte das stärkste Contingent und nahm die Spitze. Sachsen, Thüringen schienen der Personenzahl nach schwächer vertreten gewesen zu sein; um so decidirter traten sie auf. Spiritus stand gerüstet im Hintergrunde; er wurde von den Magdeburgern in Affection genommen“ — ich frage, würde sich Jemand, bevor das Wort Spiritus einen aufklärenden Lichtstrahl in das Phrasendunkel wirft, im Entferntesten denken können,

daß es sich hier nicht etwa um eine Rebellion, oder einen bewaffneten Zug deutscher Mannen zur Erstichung einer solchen, sondern um einen Bericht der Nationalzeitung — über den Köthener Saatmarkt handelt, und daß hier weiter nichts gesagt ist, als: Es waren viele Berliner, wenig Sachsen und Thüringer am Markt, die aber mehr Kauflust zeigten. Spiritus wurde namentlich von Magdeburgern begehrt u. s. w. Und diese wörtlich aus der Nationalzeitung entnommene Stelle ist nicht etwa eine besonders hervorstechende stilistische Leistung eines Handelscorrespondenten, sie zeigt den durchschnittlichen Fachstil der Rubrik „Handel und Industrie“. Man braucht nur eine beliebige Zeitung zu nehmen, um Wendungen zu finden, wie diese, die ich einer Nummer der Magdeburgischen Zeitung entnehme: „Spiritus schloß sich der herrschenden Bewegung nicht an“ — (klingt das nicht wieder wie Rebellion?) — „die Tendenz verflaute sich und der Schluß brachte auch keine Erholung“, was ebensogut in Bezug auf einen Ball gesagt sein könnte.

In ähnlicher Weise arbeiten die Fachschriften anderer Zweige an der Verschlechterung der Sprachen mit. Da sind es nun die Mundarten, sagt Klaus Groth, „welche unberührt von dem literarischen Getriebe im engen Anschluß an die Natur, in steter Beobachtung des Einfach-Natürlichen dem Sprachkörper gesundes Blut zuführen und ihn fort und fort erfrischen. Ohne diese Mundarten würde die Schriftsprache immer abstracter, immer blasser werden.“ Er macht darauf aufmerksam, daß, wie der berühmte Sprachforscher Max Müller dargethan hat, die Dialekte die Zuleiter, nicht die Ableiter der Sprache, daß sie die Producenten, die Schriftsprache aber der Consument sei. Jede Schriftsprache aber müsse sich aus ihren Stammsprachen immerfort regeneriren, sonst erstarre sie, wie einst das Lateinische erstarrt sei, wie das Französische in Gefahr steht zu erstarren. Und wenn darin die Haupt

bedeutung und der Hauptwerth der Mundarten und somit vorzüglich des Niederdeutschen liegt, das sich von der Schriftsprache am meisten entfernt hat, so bieten sie dem darin sich ausdrückenden Schriftsteller eine Menge Vortheile dar, welche, wie schon angedeutet worden, der hochdeutsche Dichter erst mit genialem Tact suchen und in mühevoller Arbeit sich schaffen muß.

Für einen im hochdeutschen Sprachgebiet Aufgewachsenen ist und bleibt freilich Vieles von den Schönheiten des Niederdeutschen verborgen, er wird niemals, wenn er Klaus Groth und Fritz Reuter, wenn er die gefällig gemüthvollen Niemels\* (Düt un dat) von Adolph Schirmer, die Dichtungen der genialen Sophie Detlefs, Theodor Storms, L. Giesebrechts, und die von Ernst, Dräger, Schwerin und Krohn, von Mezer, Berning, Dörr und Karl Runge liest und wie sie alle heißen — wohl ein halbes Hundert Namen könnte ich hier nennen, — wenn er in die echten, kräftige Nordseeluft athmenden Gedichte blickt, welche der gelehrte Berliner Professor Focke Hoissen Müller in Stunden trauter Heimathserinnerung dichtete, er wird niemals das dabei empfinden können, was der geborene Plattdeutsche dabei empfindet. Gewiß mag Manches daran auf die Rechnung eines berechtigten Heimathsgefühls kommen, wenn uns Niederdeutsche die Laute jener Sprache so ergreifen und anmuthen, jener Sprache, die wir in glücklicher Kindheit gesprochen haben und die wir wohl wieder hervorholen, wenn wir einen Jugendfreund nach Jahren wiederfinden oder wenn wir fern vom niederdeutschen Boden mit einem plattdeutschen Landsmanne zusammentreffen. Wie knüpfen sich da an die plattischen, treuherzigen, mundgerechten Worte und Wendungen der heimathlichen Sprache die Eindrücke und Bilder der meilenweiten Wiesen mit ihren stillen Wässerlein, der eichenumrauschten Dörfer, der Seen und Wälder, der Marsch und Haide, und vor Allem des Meeres mit seiner erhabenen Herrlichkeit. Der ganze Reichthum dieser An-

schauungen und Eindrücke, ganz verschieden von denen des Hochlandes und der Berge, sind ursprünglich in das Niederdeutsche und aus diesem erst in das Hochdeutsche und in die Schriftsprache übergegangen, denn „jede Sprache ist“, wie Groth so schön sagt, „das Product des schaffenden Menschenstammes, dem sie gehört, dessen Bedürfniß sie befriedigt und der Eindrücke, die Himmel und Erde auf ihn machen da, wo er wohnt und wo er herkommt.“

Das Urtheil Grimms über die plattdeutsche Sprache kann, obwohl derselbe dem hochdeutschen Gebiet entstammt, befremden. In einem Briefe an Frommann, den Herausgeber der Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, sagt er: „Was Norddeutschland vermag, hat jetzt Klaus Groth dargethan, doch haben die abgezwickten, verschluckten Formen dieser Mundart für mich etwas Unangenehmes“. Gerade das Abwerfen der tonlosen Endungen, welche die Schriftsprache noch bewahrt zum Schaden für ihren Wohlklang, scheint uns ein Vortheil des Plattdeutschen zu sein. Ungleich günstiger urtheilt der aus dem Königreich Sachsen stammende Lexicograph und Grammatiker Adelung, der sonst alles Mundartliche ausmerzen möchte. „Das Plattdeutsche,“ sagt er, „ist von allen deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die wohlklingendste, gefälligste und angenehmste, eine Feindin aller hauchenden, zischenden und der meisten blasenden Laute und des unnützen Aufwandes eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an treffenden Ausdrücken und naiven Bildern,“ und er macht darauf aufmerksam, daß Ausländer, denen die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute des Oberdeutschen ein Aergerniß sind, das Niederdeutsche am leichtesten lernen, wie der Niedersachse, wegen seines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Diebsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener lerne, als sein schwerfälliger süddeutscher Bruder.

Bewundernswürdig erscheint mir, wie Göthe als Süddeutscher von Geburt so treffend und schön von der niederdeutschen Sprache urtheilen konnte. „Zu einem liebevollen Studium der Sprache,“ sagt er, „scheint der Niederdeutsche recht eigentlichen Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgefordert, hört er um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffe des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsilben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er schon selbst aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche auf die Abstammung der Worte zu merken.“

So hat es denn der niederdeutschen Sprache auch in keiner Zeit an Lobrednern gefehlt und namentlich, als das auf die oben beschriebene Art entstandene Schriftdeutsch, „die meißnische Sprache,“ wie man es nannte, derselben so viel Boden abgewann, haben einsichtsvolle, vorblickende Geister, unbeirrt durch die fast epidemische Sucht der Nachäffung des Fremden, gegen die Verachtung und Vernachlässigung der ehrwürdigen Stammessprache wenn auch ohne Erfolg angekämpft, weil sie einsahen, daß hier ein Stück gesunden Volksthumes in Gefahr sei. Schon im 16. Jahrhundert rügt der Geschichtschreiber Albert Kranz, daß die Niederdeutschen das Geziß (stridoros) der Oberdeutschen nachahmten, und Nathan Chyträus, der Verfasser des großen niederdeutschen Wörterbuchs klagt, daß man in Niedersachsen die fremden Sprachen und Dialecte cultivire und darüber die eigene schöne Mundart vergesse, oder sie gar als roh, ungebildet und unvollkommen verachte. Und Mikrälius sagt in seiner Pommerischen Chronik: „Wie andere Sachsen-Leute haben nun auch wir an unserer Muttersprach einen solchen Efel gehabt, daß unsere Kinder nicht ein Vaterunser, wo nicht in Hochteutscher Sprache, beten, und wir keine Pommerische

Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen. Unser männlich atticirendes Tau (T) muß allenthalben der figmatifirenden (S)-Sprache weichen.“ Der sächsische Polyhistor Johann Möller endlich bricht in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte des Cimbrischen Chersones in die Worte aus: „Wir beklagen das traurige Loos der niedersächsischen Sprache, welche nicht nur die älteste von allen deutschen Mundarten ist, sondern auch die kräftigste und unverdorbenste, ja sogar den übrigen den Preis der Eleganz streitig macht, dennoch wird sie dem meißnischen Idiome, das sich mit seinem Zischen und seinen wenig männlichen einschmeichelnden künstlichen Reizen die Geister der Unseren gewonnen, nachgesetzt und aus der Kirche und der Kanzlei, ja fast aus dem Hause und der Familie verbannt.“ Und Joh. David Michaelis spricht in einer akademischen Rede die Forderung aus, daß die Gesetze in platt- und hochdeutscher Rede publicirt werden möchten. An der Universität Rostock hat sogar ein Niederdeutscher Bernhard Raupach auf eine lateinisch geschriebene Dissertation „Von unbilliger Verachtung der Plattdeutschen Sprache“ im Jahre 1704 den akademischen Doctorgrad erlangt. Darin wird das Niederdeutsche mit Wärme und Geschick vertheidigt und verherrlicht, von dessen Zukunft der Autor indeß eine etwas zu trübe Ansicht hegt. Er sagt nämlich: „Wenn ich nicht, was ich gern wäre, ein falscher Prophet bin, so möchte ich behaupten, daß die niederdeutsche Sprache in der Folgezeit ganz verschwinden wird, sie, die aus der Gesellschaft verbannt und fortgewiesen, dem Hasse, der Verachtung, dem Gelächter preisgegeben ist.“ Gebührend hebt er hervor, daß literarische Meisterwerke, wie der Reineke Vos und Laurembergs Scherzgedichte in dieser Sprache geschrieben sind. Aber das bedeutendste Werk des niederdeutschen Idioms, den Heliand, kannte jener gelehrte Vertheidiger nicht, denn noch fast ein Jahrhundert sollte vergehen, bis der französische Gelehrte Gley, welcher die bam-

berger Handschrift des Werkes entdeckt hatte, im Verein mit Reinwald an die Entzifferung desselben ging, eine Aufgabe, die nach dem Tode beider erst der Germanist Schmeller glücklich zu Stande brachte und zwar gerade tausend Jahre nachdem die großartige Dichtung im Münsterlande entstanden war. Mit stets steigender Bewunderung erkannten alle, welche sich in dieselbe vertieften, immer neue Züge erhabener ursprünglich kraftvoller Poesie an der Dichtung des altfächsischen Sängers, welcher nach den Erzählungen der vier Evangelisten das Leben Christi in plastischer Weise poetisch erzählt. Jemehr die Bekanntschaft mit dem Werke wuchs, um so höher wurde der Werth desselben von den Literaturhistorikern angeschlagen. Vilmar nennt es „das Trefflichste, Vollendetste, Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menscheng Geist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen könne.“ Ganz der Anschauung der mannhaften Sachsen gemäß erscheint der Heiland als ein gewaltiger Heerführer, als der Könige mächtigster, der weise Waltende im Kreise oder an der Spitze zahlloser treuer Mannen und Degen in Kraft und Glorie.

Soviel von der großen Dichtung in alt niederdeutscher Mundart. Unter den späteren mittelniederdeutschen poetischen Erzeugnissen ist kaum ein Originalwerk. Fast alle jene sogenannten romantischen Gedichte der erwähnten Brun'schen Ausgabe, sowie ein Theil der zahlreichen Erbauungsschriften in gebundener Rede, der Passionale, der Spiegel der Lehen, Doctrinale, der didactischen Dichtungen, welche den Kaland- und ähnlichen Bruderschaften ihre Entstehung verdanken, sind entweder nachweislich aus hochdeutschen und ausländischen Quellen entlehnt, oder es existiren verwandte Dichtungen in anderen Idiomen

ohne daß entschieden festzustellen wäre, welches von ihnen das Original sei, das niederdeutsche oder das hochdeutsche. Ich habe schon in meinen Beiträgen zum deutschen Kirchenlicde darauf hingewiesen, daß man vielfach durch Aberkennung der Originalität den niederdeutschen Dichtungen zu nahe getreten ist. Jedenfalls ist die Gegend des Niederrheins in der älteren Zeit literarisch überaus productiv gewesen, und von den mittelhochdeutschen Gedichten „Drendel und Bride“, und „König Oswald“ ist bereits mit Sicherheit nachgewiesen, daß sie auf niederdeutsche Originale zurückgehen. Aber wie auch einmal die theilweise noch offene Frage der Originalität entschieden werden mag, haben diese mittelniederdeutschen Dichtungen, selbst wenn sie sämtlich entlehnt wären, dies nicht mit den classischen Werken eines Wolfram von Eschenbach, eines Gottfried von Straßburg, eines Hartmann von der Aue gemein? Auch diese Dichter nehmen ihre Stoffe aus fremden, meist romantischen Quellen, auch sie übersetzen, aber ihren Uebersetzungen prägen sie den Stempel echten Deutschthums und einer wahrhaft dichterischen Genialität auf, sie vertiefen dieselben in einer Weise, daß die Originale, soweit sie oder ähnliche uns noch vorliegen, daneben dürftig erscheinen müssen. Ein niederdeutscher Dichter, auf den sich das eben Gesagte in vollem Umfange anwenden ließe, ist der Verfasser des plattdeutschen *Reinke de Vos*, des zweiten Hauptwerkes der niederdeutschen Literatur. Mehr als dreihundert Jahre hat das auch in Oberdeutschland aus Soltaus und Göthes Bearbeitungen bekannte Werk für ein Original gegolten, bis das gleichnamige holländische Gedicht, dessen wahrscheinlicher Verfasser *Hinrick van Alkmar* ist, aufgefunden und für das Original erklärt wurde. Aber auch der geht wieder auf ein flamisches Vorbild, den *Reinaert de vos* zurück, dessen Verfasser, „*Willem*“, wie er sich selbst nennt, nach eigener Angabe seinem Werk ein welsches (französisches) Gedicht zu Grunde gelegt hat. Dennoch hat, wie

Lübben, ein Herausgeber des „*Meineke Bos*,“ mit Recht sagt, die jüngste von allen Fassungen, die niederdeutsche, trotzdem sie in Sprache und Darstellung nicht den Stempel der Classicität an sich trägt, die literarische Welt erobert.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Aufzählung selbst nur der wichtigsten Erzeugnisse der niederdeutschen Literatur zu geben. Nur das Eine sei hier bemerkt, um die schon oben angefochtene Ansicht von der Beschränktheit des niederdeutsch Darstellbaren zu widerlegen, daß es kaum eine Gattung der Poesie und Prosa giebt, in der sich niederdeutsche Schriftsteller nicht versucht hätten. Wie reich ist z. B. die Uebersetzungsliteratur. Nicht nur eine große Anzahl der epochemachenden Schriften der polemisch aufgeregten Reformationszeit sind in's Niederdeutsche übersezt worden, auch beliebte Classiker des Alterthums wie Anacreon und selbst der elegante Boileau haben sich dieser Sprache anbequemen müssen. Selbst ein philosophischer Dialog in plattdeutschen Versen findet sich in den Schriften des um das Niederdeutsche auch sonst verdienten Docen. Wie groß die Anzahl der Lyriker und Epiker sei, ist schon mehrfach angedeutet worden; aber auch das Drama ist vertreten. Mittelniederdeutsche Passions-, Volks- und Fastnachtspiele hat der Stuttgarter Literarische Verein und Mone in seiner trefflichen Sammlung herausgegeben, spätere aus den letzten Jahrhunderten sind unter den „*raren Büchern*“ norddeutscher Bibliotheken zu finden und eine gründliche Nachlese in denselben dürfte noch manches Bemerkenswerthe zu Tage fördern. In neuester Zeit haben plattdeutsche Volkstheater (z. B. in Hamburg) lebhaften Anklang gefunden.

Von niederdeutschen Prosaschriften verdienen die zahlreichen Chroniken vorzugsweise beachtet zu werden. Sie sind theils wichtige Geschichtsquellen, wie die Städtechroniken, das Zeitbuch des Enke von Reggow, des Hermann von Verbeck u. A., theils haben

sie außerdem noch hohen literarischen Werth wie die des Lübecker Dominikaners Korner aus dem XV. Jahrhundert, welche in ihrem meisterhaft erzählenden Stil und der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes lebhaft an Boccaccio's Decameron erinnern. Von Klaus Groths und Fritz Reuters trefflichen Dichtungen und Erzählungen brauche ich hier nichts zu sagen, sie sind in allen Händen, aber auch neben ihnen haben sich eine Anzahl plattdeutscher Novellisten wie Möhl, Pining, Grimme, der öchener (achener) Joseph Müller, Grimme der „Ole Numärker“ u. A. schnell die Gunst des Publicums erworben.

Von den Erzeugnissen einer Sprache, namentlich wenn sie nicht eigentlich Schriftsprache ist, hat unstreitig das den größten Werth, was aus dem Volke selbst sich herausgebildet hat: das sind Sprichwörter, sprichwörtliche Wendungen, Volksreime und Volkslieder. Von diesen Gattungen tragen namentlich die ersteren den Stempel eines hohen Alters. Als sprichwörtliche Wendungen bezeichne ich solche, die aus einzelnen noch nicht zum Satz oder zur Redensart verbundenen Wörtern bestehen. Fast alle sind sie alliterirend, d. h. die wichtigsten und am meisten betonten Worte (oft sind es nur zwei) fangen mit denselben Consonanten an. Da die Alliteration, welche in der älteren Poesie als Kunstmittel angewandt wurde und den Reim vertrat, die Bildung solcher formelhafter Wendungen wesentlich begünstigen mußte, so ist es erklärlich, warum gerade im Heliand, der Hauptdichtung von alliterirender Form, sich eine so große Anzahl derselben findet. Auch die hochdeutsche Sprache hat eine Fülle solcher Wendungen, aber durch den langjährigen Schriftgebrauch haben sie die Bildlichkeit und Frische viel mehr verloren als die mündlich fortgepflanzten niederdeutschen. Gewöhnlich sind zwei Worte von demselben Redetheil, namentlich Hauptworte oder Zeitworte zu einer Wendung verbunden. Solche sprichwörtliche Wendungen sind „Bann un

Putt“, „von Pontius to Pilatus“, „Bogge un Bol,“ Schipp un Schirr, an Steden un Straten, vör Dau un Dag, Tormen un Tinnen, mit Torwe un Twige (Torf und Zweig wurden als Zeichen der Uebergabe überreicht), Wer un Wapen, Wind und Weder; verwist, verfürt un vervemt, lifen un leinen (lehnen, leihen), minnern un meren, planten un paten (pftropfen von Bäumen), rennen un riden, fingen un seggen, doren un dullen, warwen un winnen, nich half nich heel, matt un möd', oder auch matt un marod', warm un wunfam (Heliand), binnen un buten, vafen un vele.

Weit wichtiger find die Sprichwörter selbst, welche W. Grimm mit Recht eine Gattung der Poesie nennt und als das Volksmächtigste bezeichnet, was es überhaupt nächst der Sprache nur geben kann. Sie stehen zwischen der Sprache selbst und dem, was die einzelnen Schriftsteller aus ihr machen, in der Mitte und bilden nächst den Volksreimen und Volksliedern die treuesten Belege für Wiß und Wissen, Dichten und Denken, Sitten und Gebräuche des Volkes, dem sie entstammen. Eine große Menge von Sprichwörtern find nicht nur den verschiedenen Stämmen unseres Volkes gemeinsam, sondern wir theilen sie sogar mit anderen Nationen. Ich wähle hier durchweg solche, die mir im Hochdeutschen entweder nicht begegnet find, oder die sich leicht als ursprünglich niederdeutsche erkennen lassen. Je geringer der Wortschatz einer Sprache ist, desto mehr wird sie zur Erreichung ihrer Zwecke das Bild, den Vergleich heranziehen, desto plastischer ist sie, wie oben bereits erwähnt wurde, schon an sich, denn was z. B. das Plattdeutsche an entsprechenden hochdeutschen Worten nicht besitzt, das find die meisten abstracten Begriffe. Diese müssen umschrieben werden und so ist denn der Niederdeutsche gleich mit seinem „as en“ (als ein) bei der Hand. Auf diese Weise entstehen im all-

täglichen Gebrauch eine Menge Vergleiche, welche in Aufnahme kommen und sprichwörtliche Kraft gewinnen. Gar Vieles davon ist auf ein kleines Gebiet, auf einen Ort, ja auf eine Familie beschränkt und noch nicht Gemeingut geworden. Die Sprichwörterfassammlungen und Idiotika, deren Verfasser mit anerkennenswerthem Fleiß viel Volksthümliches zusammengebracht haben, geben daher noch nicht im Entferntesten einen Maßstab für den reichen, ich möchte sagen unerforschlichen Schatz dessen, was wirklich in der Sprache lebt. Um die Vielgestaltigkeit des niederdeutschen Sprichwortes zu zeigen, führe ich einige derselben nach bestimmten Gesichtspunkten an, und zwar zunächst nach ihren verschiedenen Formen. Außerordentlich zahlreich sind die in die Form des Vergleiches gekleideten und immer springt in ihnen der Vergleichungspunkt klar und ungesucht in die Augen, stets giebt der zur Vergleichung herangezogene Gegenstand ein plastisches Bild. Wie treffend wird z. B. der hohle Schwäger, der viel verspricht und wenig hält, in dem Sprichwort gekennzeichnet: „He hett et an de Wö'r (Worten), as en Katteker (Eichkäzchen) an'n Start.“ Meistens wird der Vergleich mit einer leisen Ironie angewendet: z. B. „he geit'r up los, as Paulus up de Korinther“ etwa von einem der eine Arbeit hastig anfängt, aber bald dabei ermattet oder überhaupt von blindem Eifer, wofür man auch sagt: „he geit'r up los, as de Buuck up de Hawerkist.“ Auf den unschönen Wuchs geht das sarkastische: „he is so schlank, as en Saack mit Butteln (Wörteln, Wurzeln)“. Von Einem der eine ängstliche, schuldbewusste Miene zeigt, oder der vom Glend stark mitgenommen ist, sagt man: „he süht ut, as de düre Tied,“ ein starker metaphorischer Ausdruck, in welchem ganz gegen den sonstigen Gebrauch das zum Vergleich herangezogene Wort ein Abstractum ist, freilich von der Art, daß seine Aeußerungen nur zu sichtbar sind. Die Weber sind unter den Handwerkern Niederdeutschlands,

wo noch jetzt fast jedes Bauernhaus seinen eigenen Webstuhl hat, ein notorisch armer Stand; daher sagt ein vergleichendes Sprichwort von einem armselig brennenden Licht: „dat Licht brennt, as wenn en Bewer dot is“ — oder „as wenn en Bewer um dat Hus geit un freet na de Magd.“ Zuweilen wird der Vergleich durch eine bloße Nebeneinanderstellung erzielt wie in dem Sprichwort: „Butteln und Rōwen (Rüben) achter Fasselabend, un en Dirn achter drittig Jahr, de hebben beid' den Smaç verloren.“ Wie farblose Abstracta dadurch anschaulich belebt werden, daß sie mit einem concreten Bilde in Zusammenhang gebracht werden, mögen folgende Wendungen zeigen. Um zu bezeichnen, daß bei einem Geschäft der größte Gewinn schon weggenommen ist, sagt man: „De ripsten Beren (Birnen) sünd all (schon) schüddelt“; ein anderes warnt davor sein Gut bei Lebzeiten zu vererben: „Tref di nich eher ut, as bet du to Bed geist.“ Daß Verschwendung zum Mangel führt, deutet dies an: „Wenn de Botter up is (aufgezehrt ist), so is't Smeren ut.“ „Den besten Fot vörsetten“ würde so viel sein, als seine besten Eigenschaften hervorkehren, und ähnlich heißt „en witten Fot bi Einen hebben“ soviel als bei Jemand in Gunst stehen oder wie es ebenfalls mit einem Bilde im Hochdeutschen erscheint „gut angeschrieben sein“. Von einem Menschen, welcher gern Händel sucht, sagt man: „De Für nödig hett, de söcht et in't Ast“ (Ast), oder wenn er wirklich zu Thätlichkeiten übergegangen ist, „he kann nich in heler (heiler) Hut lewen.“ Darauf daß selten Jemand ganz unschuldig in Verdacht geräth, spielt das Sprichwort an: „Da het keen Roh Buntje, o'r se hett en Blacken.“ Verheirathen sich ein Paar arme Menschen, so sagt man: „Se smieten ehr Plun'n (Lumpen) tosammen,“ und von unverträglichen übel zusammenpassenden Eheleuten: „De het de Düwel tosammen farrt.“

Nicht selten zeigen die Sprichwörter einen starken metapho-

rischen Ausdruck, d. h. es werden Merkmale von einem Gegenstande auf einen anderen übertragen und zwar vorzüglich wieder solche von concreten, d. h. mit den Sinnen wahrnehmbaren Dingen auf abstracte d. h. gedachte Dinge. Eine derartige Metapher liegt z. B. in der Wendung: „Dor ruf (rieche) an, as Kasper an den Surtohl“, als Schlußsatz einer tadelnden Rede auch in der Form „dar kann he an rufen“ sehr gebräuchlich. Hierher gehört das den Feigen verspottende Sprichwort: „he spinnt Lopelgarn un haspelt mit de Hacken,“ oder „Enen utfrogen bet up den Pabbid“ (Mark der Bäume), und was von Pflanzen auf jugendliche Personen von schnellem Wachsthum übertragen wird: „Int Saat scheten.“ Von einer verlorenen Sache, oder einem rettungslosen Zustand von Personen sagt man: „Da is keen Salw (Salbe) mehr antostrifen.“ Den Fürwitz der zu Schaden kommt weist das Sprichwort zurecht: „De sik to grön maht, dem freten de Sögen (Sauen)“. Dem Hochdeutschen „Gelegenheit macht Diebe“, verwandt ist dies: „Wo de Lun am siebsten (niedrigsten) is, da stigt Sedwereen öwer.“ Dem Niederdeutschen ist es eigenthümlich, daß es bei der Metapher das Bild gewöhnlich aus einer niedrigeren Sphäre nimmt, als welcher der Gegenstand angehört, auf den es bezogen wird, während es sich in der Schriftsprache oder vielmehr in der Kunstpoesie gerade umgekehrt verhält. Diese überträgt Eigenschaften, verwandtschaftliche Verhältnisse, Thätigkeiten, Körperteile des Menschen auf leblose Dinge und Thiere. Das niederdeutsche Sprichwort umgekehrt Eigenschaften und Merkmale von Thieren und Sachen auf Menschen ganz in der Weise der Volkspoesie überhaupt. Das Volk lebt noch in engerem Zusammenhange mit der leblosen Natur und der Thierwelt. Es giebt eine Menge Metaphern und metaphorischer Wendungen, Vergleiche oder bildliche Ausdrücke, die auf menschliche Verhältnisse zu beziehen sind, während in ihnen nur von Dingen und Thieren die Rede

ist, eine Gattung, die ich als sprichwörtliche Anspielungen bezeichnen möchte. Eine norddeutsche Mutter, welche einen eckigen, struppigen, ungefügigen Sohn hat, tröstet sich wohl mit der Wendung: „De rugen Fohlen gewt de besten Per' (Pferde),“ während ein pessimistisch denkender Nachbar vielleicht über denselben Knaben so urteilt: „De word en Fohlen uptrecken, de er vör de Echen' (Schienbein) sleit.“ Wenn Jemand bei einem Armen irgend welchen Besitz vermuthet, pflegt der norddeutsche Bauer zu sagen: „Ja söl du in en Sunn'stall Bradwost“ und wenn einer Mangel leidet sagt man: „he möt Hungerpoten jagen,“ was vom Bären hergenommen ist, dem der Volksaberglaube andichtet, er stille seinen Hunger dadurch, daß er auf seinen Pfoten sauge. Mit Thieren wird der Mensch verglichen, ohne daß darin irgend ein beleidigender Sinn empfunden würde. So sagt man von einem Menschen mit feistem Gesicht: „he hat en Kopp as en Klosterlatt.“ In wie gemüthlicher Verbindung erscheint der junge Mensch und das junge Hausthier in dem Sprichwort: „Kimmermaat (maß) un Kälwermaat möten oll Lüüd' weten,“ und in dem sprichwörtlichen Volksreim: „de will lewen ane Pin, de höd' sic' vör Steffinner un Winterwin,“ oder in dem Satze: „Gode Deerns (Dirnen, Mädchen) un gode Gös (Gänse) kamen bi Lied' na Hus,“ und nicht bloß vom Pferde, sondern eben so gut von Pflegebefohlenen und Untergebenen sagt man „Genen de lange Lien' laten“ (den Zügel, die Leine lang lassen). Von Jemand, der nicht sein rechtes Auskommen hat, wird ohne beleidigenden Sinn behauptet: „Et geit em as de Faselwin, de itt (ist) nich satt un hungert nich dot.“

Dagegen erhebt sich zuweilen das Sprichwort zu der höchsten Höhe des bildlichen und tropischen Ausdrucks, zur Personification, welche leblosen Dingen die Merkmale der höheren Gattung des Belebten beilegt. Hierher gehören Wendungen wie: „Hochbeende

(hochbeinige) Jahr (Nothjahre)"; „Lögen hebben korte Been"; „De Maan (Mond) geit all' to Bett"; und in dem Sprichwort: „Meen ick is en Bedreger" liegt eine Personification eines abstracten Verhältnisses, die gerade so kühn ist, wie die in einer Stelle des Fortunat von Tied (Schriften, 3, pag. 314), wo es heißt:

Ja „kamt Ihr gestern" ist Geschwistertind  
Mit dem verruchten Balg „ein andermal"  
Die Lumpenspipschaft stammt von Lug und Trug  
Und Kargheit säugte sie an schlaffen Brüsten,  
Wohin man kommt sind die Unholde da  
Mit ihrem dummen Zähnefletsch und Grinsen.

Einer andern personificirenden sprichwörtlichen Wendung: „Alle Bünnen un Pöhle de Dgen uttreben," liegt dieselbe schöne bildliche Anschauung zu Grunde, nach welcher die Orientalen den Quell „das Auge der Erde" nennen.

Zuweilen äußert sich die gestaltende Kraft des niederdeutschen Sprichworts in Reimbildungen, z. B. „Up den Heger kümmt en Flegel"; „Licht daran, licht davan"; „Die Lieber (der Verträgliche) aewerwinnt den Strieder"; „Dat Kleed maft den Mann, wer't hett, de treckt't an"; „Elf (jeder) free sin Nabers Kind, denn weet he, wat he find"; „Dst, west, to Hus best"; „De Welt is vull Bien, elf söhlt sien"; „Wied un sied".

Soviel von der Form des Sprichworts. Wenn wir nun eine Anzahl derselben nach ihrem ethischen Gehalt betrachten, so werden wir finden, daß sich manches Bemerkenswerthe von dem Geist und Wiß, dem Denken und Trachten des Volkes in denselben wieder spiegelt. Beherzigenswerthe Sentenzen finden sich unter ihnen, Ausflüsse jener naturwüchsigcn Lebensweisheit, welche das arbeitsvolle und doch stillbeschauliche Leben des Ackerbauers, des Seefahrers, des Hirten und des Jägers ausgebildet hat. Ein nüchternen practischer Sinn spricht sich meistens in diesen Sätzen

aus, die häuslichen Tugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe, praktische Klugheit und ungeheuchelte Frömmigkeit werden in denselben empfohlen, das Gegentheil derselben derb und schonungslos und mit treffendem Witz verspottet. Immer sind diese Sprichwörter anschaulich und plastisch. Hierher gehören Sätze wie die folgenden: „De sich will ehrlich ernähren, mütt vel fliden un weinig vertehren“; „De de Dgen nich apen deit, mütt den Büdel apen dohn“; „Een Dge arbeit' mehr as tein Hänn (Hände)“; „De röhmt wesen will mut starwen, de besnacht wesen will mutt frie'n“; „Wenn Eenent' Garten baden (geboden) word, mutt de Sack apen stahn“; (von der Benutzung des günstigen Augenblickes); „Bör en ungewisse Schuld mütt'n Hawerkaff annehmen“; „Dar können vel togliel fingen, man nich spreken“; „De Flok hett en goden Sinn, wo he utfahrt, da fahrt he wedder in“ (d. h. der Fluch fällt auf's Haupt des Fluchenden zurück). Gegen das Spiel richtet sich das Sprichwort, „Da spelen sich ehr tein arm, as een rik“; und ein Lob des kirchlichen Sinnes früherer Zeiten liegt in dem Sprichwort: „As se noch Vader un Moder seggten, kunnen se Karren un Thorns bu'n, man as se Papa un Mama seggten kunnen sei kein mehr unnerhollen.“

Am glänzendsten tritt der Witz des Niederdeutschen in den satirischen Sprichwörtern hervor, welche die Verkehrtheit, die Unbesonnenheit, den Mangel an wirtschaftlicher Lüchtligkeit, alles phantastische und affectirte Wesen geißeln. Hierher kann man Redensarten rechnen wie: „De Bottermelk met de Messfork eten“; „Een Ei up't Messbahr dragen“; „Achtert Nett fischen“; „Dat Dg' will of wat hebben, ha de blinn Harm seggt, da freet' he na en moje Deern.“ Der ruinirte Verschwender bekommt seinen Hieb in dem Sprichwort: „He het et up, dat is en richtig Testment“; ebenso sein Gegentheil der Karge, von dem es heißt: „He het mal twee Blinden wat gewen, de können't noch nich sehn“;

oder „Bremen is en Slutthals, sä' de Jung, da had' he en halwen Gröschén darin verkehr't“; oder der Aengstliche, Uebervorsichtige: „Bör alle Gefahren, sä' de Mennonist, da bunn he sien' Hund an, de all drei Dage dot was“, und ähnlich: „He is so vörsichtig as Kösters Koh, de gung all drie Dag' vör'n Regen in'n Stall, un doch wörd er de Stert natt.“

Die Form dieser beiden letzten Sprichwörter kehrt oft wieder. In ihnen wird dadurch, daß zwischen dem angeführten Ausspruche und der sie begleitenden Handlung oder Absicht ein überraschender Contrast besteht, oft eine außerordentlich komische Wirkung erzielt. Ich füge diese Gruppe gleich hier an, weil in ihnen Verkehrtheiten im Handeln, und namentlich das stümperhafte Wesen untüchtiger, aber selbstzufriedener Menschen derb verspottet wird, welche dem thatkräftigen, practischen, auf seinen sauer erworbenen oder behaupteten Wohlstand nicht wenig stolzen Bauern und Kleinbürger ein Gräuel sind. Dahin gehören Sprichwörter von mehr ausgeführter Form, wie: „All to gliet, sä' de Bur, da hadd' he een Beerb vör'n Wagen“; „De Kunst stigt ümmer höger, ut'n Köster werd en Kröger“; „De wat kann, den kümmt wat, had de Snieder seggt, da had he en Paar Strümp to versohlen kregen“, oder: „da kreg he'n West to flicken“; „Dat was een von't Dufend, sä' de Spellmaker, Jung nu hol mi en Kros Beer“; „He will sich betern upt Deller, as de Mighamellens de't flegen lehr'n“; oder: „as en Winterwien.“

Der Form nach ähnlich sind folgende humoristische Wendungen, die der niederdeutsche Bauer braucht, um nach seiner Weise durch die Blume zu sprechen, und die man satirische Anspielungen nennen könnte: z. B. „Et is grot, wat de Hund driggt, un wenn hei't dallegt, so is't man en Knafen“, was an das Lateinische Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus erinnert „Gen wet woll, wat en hólten Buc vör Talg het“; „Nu geit de Reif' los,

seggt de Poppegei, dunn holt em de Katt“; „Dat is en Hund von en Berd, sä de Jung, dunn ret he up en Katt“; „Rad' mi god, öwer rad mi nich af, sä de Brud“; „Watt'r fin möt, möt er fin, sä de Jung, verköfft sien Müß un köfft sich en Multrummel“; „Dar kümmt wat Nie's up, sä de Jung, as he beden soll“; und auch der Galgenhumor ist vertreten im niederdeutschen Sprichwort, was folgende zwei belegen mögen: „Dat wull vundag (heute) en heten Dag warden, sä dat oll Wief, as se verbrennt warden sull“; oder „Den Weg möt' se all' an, sä dat Wief, da föhrten's mit ern Mann na'n Galgen.“

Ein gewisses kulturhistorisches Interesse haben manche Sprichwörter, z. B. die, welche den passiven Widerstand und den Haß gegen weltliche und geistliche Unterdrücker kennzeichnen. „He geit, as wenn he na'n Howdeinst geit“ oder „as wenn de Bur in'n Torn fall“ sagt man von dem Zögernden; eine in der Praxis des Frohnens gewiß oft befolgte Lehre enthält das Sprichwort: „De sich in'n Howdienst dod quält, kümmt nich in'n Himmel“; auf die Uebergriffe der Großen geht die Anspielung: „Von lüttge Fisch ward de Heft grot“; ähnlich sind: „De Hun'n un de Eddel-lüd' maht kein Döhr hinner sich tau“; und: „Herrengunst, Aprilweder, Dlwiewerdanz un Wischenwater durt nich lang“; oder: „Gott lat unsen Bagt noch lang lewen, wi können wol en flimmern Düwel kriegen.“

So tiefreligiös, so kirchlich das niederdeutsche Landvolk meist ist, so verschont es doch die Diener der Kirche mit seinem Wiß nicht. Namentlich wird die Unerfättlichkeit des katholischen Klerus vielfach in Sprichwörtern verspottet, von denen hier einige wenige Platz finden mögen. Auf die Bettelmönche scheint gemünzt zu sein: „Papensack un Möllermatt warden nich vull“; „Papen Gierigkeit un Gottes Barmhertigkeit wohrt van nu an, bet in Ewigkeit“; auf das Wohlleben der Klosterleute spielt das Sprichwort an:

„He hat en Kopp as en Vater“ (sonst auch „as en Klostersatt“); von geringer Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande zeugen die Sprichwörter: „Het de Döwel den Prester holt, so mag he of den Köster holen“; und „De Beste in de Midde, sä de Döwel da gung hei twischen twe Papen“. Und da wir hier einmal bei seiner höllischen Majestät angekommen sind, so wollen wir zum Schlusse einmal sehen, wie dieselbe im niederdeutschen Sprichwort erscheint, welches sich ganz besonders gern mit ihr beschäftigt. Meistens tritt der Teufel mit einer gewissen Bonhommie auf, wie in dem Satz: „Gleich sucht sich, gleich fand sich, sä de Döwel, dum kem he to en Kohlenbrenner“; oder in dem: „De sief mit'n Döwel god steit, de frigg den besten Plaz in't Höll“; oder: „All't Beten (Bischen) helpt, sä de Döwel, dunu at he de Botter met de Messfork“ und „De Döwel is so swart nich as se em afmalen“, endlich: „Wo man singt da laß dich ruhig nieder, sä de Döwel, dunu sett't he sief in en Hornkennest“ (Hornissenest).

Soviel von Sprichwörtern. Es wird selbst aus der kleinen Anzahl der angeführten erhellen, daß unter der derben Form wie unter einer rauhen Schale manche Perle des Witzes und der Lebensweisheit geborgen ist und daß auch diese Erzeugnisse des Volksgeistes ihre Poesie haben.

Zwischen den Sprichwörtern und den eigentlichen Volksliedern in der Mitte stehen die Volksreime, bald in die eine, bald in die andere Gattung hinüberspielend. In ihnen zeigt sich der Norddeutsche mehr von seiner gemüthlichen Seite. Sie treten meistens in einer großen Anzahl von Variationen auf. Jeder Gau, jeder Ort hat sie sich seinem Geschmack und seinem Dialect gemäß umgebildet und das Seine hinzugethan, und so können sie recht eigentlich als Erzeugnisse und als Eigenthum des Volkes gelten. Erst der kleinste Theil ist gesammelt, vieles jedoch namentlich durch die Idiotiken (Wörterbücher einzelner Dialecte) wenig-

stens der Vergessenheit entrissen, allein, wie diese Bücher selbst, schwer zugänglich und unter rein lexicalem Material zerstreut. Und es ist ein Glück, daß wenigstens ein Theil von diesen Dingen fürirt ist, denn aus der Kinderstube und vom Spielplatz verschwinden sie bei stetem Vordringen des Hochdeutschen immer mehr und spätere Generationen werden nicht mehr viel von ihnen wissen. Ein genaueres Eingehen auf diesen Gegenstand würde allein den Raum eines Vortrages überschreiten, ich muß mich daher hier darauf beschränken in einer Uebersicht über die verschiedenen Gattungen der Volksreime dem Leser einen Begriff von dem Reichtum und der Fülle derselben zu geben. Hierher gehören gewisse volksthümliche Gebete, wie sie die Mutter den Kleinen vorspricht. Sie haben in ihrer kindlichen Einfalt etwas ungemein Rührendes. Ein altes Kindergebet, welches schon ein Sammler der Reformationszeit, Agricola, aufgezeichnet hat, und welches im ganzen nordwestlichen Deutschland verbreitet war, mag hier als Beispiel stehen. Es lautet:

Awends wenn ich in mien Bettken träde  
 Träd' ich in Mariens Schaut,  
 Maria is mien Moder  
 Johannes is mien Broder,  
 De leuwe Herr is mien Geleitsmann,  
 De mi den Weg wol wiesen kann,  
 Zwölf Engellens gah mit mi  
 Twee Engellens an dat Koppenn (Koppende)  
 Twee Engellens an dat Foctenn  
 u. j. w.

der Schluß lautet:

Jesus in mien Hertken  
 Maria in mien Sinn  
 In Gottes Namen schlap ich in.

Sehr ansprechend sind die zahlreichen Wiegen- und Ammenlieder mit ihren ungemein einschmeichelnden Melodien und

einem ganz eigenthümlich schaukelnden, sanften Rhythmus, an dem man sie auch ohne Kenntniß des Textes als für den Gebrauch an der Wiege bestimmt erkennen würde. Allbekannt dürfte das weitverbreitete Liedchen sein:

Gia, popeia wat raffelt int Stroh,  
Dat sünd de leiven Göße de hebben kein Schoh  
u. s. w.

oder daß

Slap Kindken slap  
Dar buten (draußen) sind zwei Schap  
u. s. w.

und vor Allen dies:

Buföken von Halwerstadt  
Bring doch uns klein Kindken wat.  
Wat sall ick em denn bringen  
Zwei rode Schoh mit Ringen  
Da soll dat Kindken up springen.

Eine andere Gruppe von spruchartigen Kinderreimen ist dazu bestimmt den Kleinen vorgesungen oder vorgesprochen zu werden, wenn man sie auf den Knien schaukelt, man kann sie daher als Reiterliedchen oder Schaukelreime bezeichnen. Eine Umbildung des eben mitgetheilten ist unter diesen

Hopp, mien Perdken na de Stadt  
Bring doch uns klein Kindken wat.  
u. s. w.

Eine Anzahl derselben beginnt mit den Worten:

Pinke, Panke Perd beslan  
T'sall den hogen Berg rup gahn.  
u. s. w.

Diesen verwandt sind Reime, mit welchen die ersten unsicheren Hantirungen und Bewegungen der Kinder rhythmisch begleitet werden, z. B. daß

Bade, bade Kofen  
De Bäcker de hat ropen  
u. s. w.

oder was beim Abzählen der Finger gesagt wird:

Dit is de Dum  
 De schüddelt de Plum  
 De list se up  
 De fritt se up  
 De kleine Schelm segg't Vader un Moder na.

Als Aufgaben zum schnellen Nachsprechen dienen Sprüche  
 wie:

Schniederscheer schnitt scharp  
 Scharp schnitt de Schniederscheer,

oder

Ich steck mien Kopp in'n koppern Pott  
 In'n koppern Pott steck ich mien Kopp.

Es ist schon oben auf die rhythmische Schönheit einiger Liedchen hingewiesen worden. Manche derselben sind nach dieser Seite nicht uninteressant. Sie zeigen eine Beweglichkeit des Lautes, welche unsere literarischen Kunstproducte, die sich fast nur noch in Jamben und Anapästten bewegen, beschämen könnte. So das Liedchen:

En Buddel Beer, twee Buddel Beer,  
 Dree Buddel, Buddel, Buddel, Buddel Beer,  
 Veer Buddel Beer, sief Buddel Beer,  
 Eef Buddel, Buddel, Buddel, Buddel Beer,  
 u. s. fort,

welches streng im 4 Tact gesprochen oder gesungen werden muß. Selbst Gangbewegungen lebender Wesen unterfängt sich der Volkswitz rhythmisch nachzubilden, wie in dem Spruch von den drei lahmen Weibern: Von der ersten, die in die „linke Kuhle“ tritt, d. h. mit dem linken Fuß hinkt, heißt es:

Et brennt, et brennt,

von der zweiten, auf dem rechten Fuß lahmen:

Woneffens, woneffens,

von der dritten, welche auf beiden Füßen hinkt:

Up de Zuderbederie, up de Zuderbederie.

In ähnlicher Weise enthalten manche dieser Volksreime und Sprüche eine Onomatopoeie (Nachahmung des Schalles mit Worten), und das Quaken der Frösche, die Stimmen der Vögel werden in ihnen ebenso geschickt nachgebildet, wie in den unsterblichen Lustspielen des griechischen Dichters Aristophanes. So z. B. das Froschgequak in dem Reim:

Nabersche, Nabersche morgen bad id id id id,  
Nabersche, Nabersche morgen rad id id id id.

und

Nabersche, Nabersche hast du den Mann mit de  
ro'en Been' (rothen Beinen) nich sehn?  
Watt weet id id id id!

Welch ein wahrhaft poetischer Gehalt in solchen anspruchslosen Dingen liegt, das mag ein Beispiel beweisen. Aus dem Volksreim, der das Schwalbengezwitscher nachahmt, hat Fr. Rückert ein's seiner schönsten Gedichte, das bekannte Schwalbenliedchen gemacht. Es lautet:

As id Affchied nam, as id Affchied nam  
Wer'n Risten un Rasten voll,  
As id wedder kam, as id wedder kam  
Was't all verschlickert, verschlackert, verschlie—rt.

Eine Menge Verse leben im Kindermunde, welche zum Abzählen vor dem Spiel dienen oder die zum Spiel selbst gesungen werden. Erstere beginnen gewöhnlich mit den Worten: „Ene mene muh!“ oder „Ene mene miken mäken,“ für die letzteren diene als Beispiel folgender Ringelreihen:

Danz mi mal den Fidelfumfei,  
Fidelfumfei mien Swager,  
Wer is hier in dissen Kranz  
De mi kann behagen?  
(Wird ein Name genannt.)

N. N. mien beste Gründ  
 Krieg mi achter di'n Kragen,  
 Kummst he nich, so hol ick em  
 Mit twee beslagen Wagen.

Mit solchen Reimen begrüßt das Kind die rückkehrenden Störche und Schwalben, dem Schmetterlinge der sich nicht fangen lassen will, ruft es nach:

Kettelböter (auch Bottervugel) sett di, plett di  
 Up mine ban.  
 Ick will di eten un drinken gewen,  
 Ick will di wedder flegen laten,  
 Kettelböter sett di, plett di  
 u. s. w.

Die Schnecke sucht es mit den Worten aus ihrem Haus zu locken:

Enigge dick, Enigge dick  
 Stick mal dien Kopp rut  
 Stick dien veersach Hörn rut  
 u. s. w.

Das Abgehen des Vastes von Weidengerten, aus denen es sich Flöten (Fopen) und Schalmeyen macht, glaubt es durch allerlei Singsang zu befördern, in dem ein Nachklang alter Zaubersprüche zu erkennen ist, ebenso wie in den Sprüchen, welche zum Besprechen, „Böten“ (Büßen) und ähnlichem noch viel gebräuchlichen Hokusfokus gebraucht werden. In diesen Kreis fallen auch die Diebesseggen, Bienenseggen, Bannsprüche u. dgl. Die Jungen, welche die Rinderheerden auf den weiten Wiesen hüten, fordern sich mit einem trotzig klingenden Kampfruf, den sie sich in halb singendem, halb sprechendem Ton über die Grenze zurufen, in echt bukolischer Weise heraus. So reizen die Kuhjungen eines Dorfes die des Nachbarortes, den wir einmal beispielsweise Neundorf nennen wollen, mit folgendem Reim zum Kampfe:

Hä puch!

Neendörpsch Dinger komt mal up

Neendörpsch Dinger roe Lappen

Breten alle dodig Katten

Hä puch, hä puch!

Neendörpsch Dinger komt mal up!

Mit einem alt ererbten conventionellen Spruch ladet der Hochzeitenbitter die Gäste ein, weiht der Zimmermann das neuerrichtete Haus, an dessen Gebälk kunstvoll eingehauen neben frommen Bibelsprüchen und Gesangbuchliedern mancher kernige niederdeutsche Spruch angebracht wird. Und selbst Heiligthümer und Grabsteine legen Zeugniß ab von dem poetischen Sinn und nicht selten von dem — Humor des niederdeutschen Volkes. So hat Publicola auf S. 239 seines „Niedersachsen, ein Reisejournal“ von 1789 folgende Grabchrift aus der Kirche zu Dobberan aufgezeichnet:

Wiek Düwel, wiek, wiek wiet van mi.  
 Ik scheer my nich en Haar um Dy,  
 Ik bün en mekelbörgsch Eddelmann.  
 Wat geit di Düwel min Supen an,  
 Ik sup mit mynen Herrn Jezum Christ,  
 Wenn du Düwel ewig dösten müst,  
 Un drink mit em söt Kolleschaal,  
 Wenn du sittst in de Höllenqual,  
 Drüm rad' ik, wiek, loop, rönn un gah,  
 Öfft by dem Düwel ik to schlah'.

Eine andere Grabchrift auf Seite 245 desselben Buches lautet:

Hier rauet Ahlke, Ahlke (Adelbeit) Pott  
 Bewahr my lewe Here Gott  
 As ik dy wull bewahren  
 Wenn du werst Ahlke, Ahlke Pott  
 Und ik wer lewe Here Gott.

und eine andere

Hier rant Peter Klahr  
 He kasse (kochte) selden gahr,  
 Dahrto ganz unfsädig  
 Gott wes syner Seele gnädig.

Die Hinterbliebenen eines niederdeutschen Edelmannes, dessen Ruhm wohl nicht fein gewesen sein mag, schließen auf dem Leichenstein ihre Fürbitte für die Seele des Verstorbenen mit den Worten:

Du nimmst dy jo de Lämmer an,  
 Lat düssen Buak doch of mitgahn.

In der Kirche eines kleinen märkischen Ortes ist auf einer Schilde die Opferung Isaaks dargestellt. Abraham ist eben im Begriff seinen geliebten Sohn — nicht zu schlachten, sondern jelt-samerweise mit einer Feuerschloßpistole zu erschießen. Schon hat er das Mordgewehr auf den Knaben gerichtet, da gießt zur rechten Zeit ein Engel aus einer Wolke Wasser hernieder und grade auf die Pfanne, darunter steht ein erbaulicher Vers, der ungefähr (ich muß nach dem Gedächtniß citiren) so lautet:

De Engel ut de Wulkenschild  
 Herraf up Abrams Oppen sild  
 He gütt em Water up de Pann  
 Nu lat em scheten, wenn he kann.

Rechnen wir nun zu den Volksreimen noch die Anzahl von niederdeutschen Räthseln, die Spottverse auf Gegenden, Städte und Dörfer, die Lob- und Trostverse, die Bettelliedchen mit denen Kinder am Martinsfest, am Johannistage, zu Fastnacht, zum Fest der heiligen drei Könige und bei vielen andern Gelegenheiten von Thür zu Thür ziehen, so bekommen wir einen ungefähren Ueberblick über den ansehnlichen Bestand des in dieser Gattung vorhandenen Materials.

Größerer Pflege, als die Volksreime haben sich die Volkslieder zu erfreuen gehabt. In den Sammlungen von Uhland, Liliencron und Mittler findet man das Beste, was diese Gattung

hervorgebracht hat, wohl gesichtet und geordnet beisammen, und ich kann mich daher über diesen Gegenstand, der unsere Betrachtung schließen soll, kurz fassen. Fast alle Gattungen des Volksliedes, welche die hochdeutsche Literatur aufzuweisen hat, sind auch in der niederdeutschen angebaut, vieles haben beide Sprachen gemeinsam, ohne daß auch hier sicher nachgewiesen und allgemein anerkannt wäre, in welcher es entstanden ist. Das gilt von dem schönen, viel variirten Liede: „Et wassen twe Königskinner“, dessen plattdeutsche Fassung indeß so selbständig ist und so deutlich auf das niederdeutsche Seegegestade hinweist, daß man über seinen Ursprung kaum im Zweifel sein kann. Ich theile dasselbe hier im Auszuge nach der münsterländischen Fassung mit, welche Mittler in seine Sammlung aufgenommen hat.

Et wassen twe Königskinner,  
 De hadden enanner so lef,  
 Se konnen to nanner nich kummen  
 Dat Water was vel to bred.

Vef Herte, kannst du der nich schwemmen?  
 Vef Herte, so schwemme to mi.  
 Ik will di twe Keeses (Kerzen) ursteken,  
 Un de jellst lüchten to di.

Dat herde ne falske Nunne  
 Up ere Slopkanmer, o we!  
 Se dei de Keeses utdömpen,  
 Vef Herte blef in de Se.

Et was up en Sundaag Morgen,  
 De Lüüd' wören alle so fro,  
 Nich so den König sin Dochter,  
 De Dagen de seten er to.

O Moder jede je Moder  
 Mine Dagen dot mi so we,  
 Mag ik der nich gau spazeren  
 An de Kant van de rustende Se?

Die Mutter will die Tochter nicht an die See gehen lassen und als sie auf ihrem Vorsatz beharrt, rät sie ihr, wenigstens ihren Bruder, ein Kind mitzunehmen. In dem längeren Zwiegespräch mit der Mutter lehnt sie dies ab und schließt mit den Worten :

O Moder lewe Moder  
 Min Herte dod mi der so we  
 Lat annern gan tor Kerken  
 Ik bed an de ruffende See.

Dann wird weiter erzählt, wie sie an die „Seekante“ geht, einen Fischer sucht und ihm aufträgt den Leichnam des ertrunkenen Geliebten aufzufischen. Als dieser ihn gefunden,

Do nam de Königsdochter  
 Von Höfd ere goldene Kron:  
 Süh do, woledele Fischer  
 Dat is ju verdende Lohn.

Se trock von eren Finger  
 Den Rink von Demanten so schon:  
 Süh do, woledele Fischer,  
 Dat is ju verdende Lohn.

Se nam in er blanken Arme  
 Den Königsjon, o we!  
 Se sprunk met em in de Wellen:  
 O Vader un Moder, ade!

Als ein ursprünglich niederdeutsches Erzeugniß ist das Lied: „Die Stiefmutter“, nicht nur aus localen Gründen, sondern auch seiner ganzen Fassung nach, anzusehen. Es weht ein großartiger tragischer Zug durch das kleine Fragment, denn als ein solches ist es leider gefunden. Seiner Kürze wegen kann ich es hier ganz mittheilen. Es beginnt mit einem Selbstgespräch der reuigen Mutter, die von ihren Stiefkindern sagt:

„Ick hebbe se nich up de Scholen gebracht  
 Se gaent nich spelen up der Straten  
 Ick hebbe se up de wilden See gesaut  
 Eren levesten Vader to joken.

Dat eine starf den bitteren Dot  
 Dat ander starf van Hunger so grot,  
 Dat drudde word gehangen,  
 Dat verde blef up de wilden See dot  
 Dat sifde flut achter dem Lande.“

Wann se up den Kerthof quam,  
 Se reip Gott sinen hemmelschen Vader an,  
 Und bedet al mit Flite  
 Dat er Gott wolde de Sunde vorgewen,  
 Un halen se in sin Rike.

De Sundags Wiffen sünd wol got,  
 Wenn man se horet to Ende ut  
 Un bedet all' mit Blite:  
 Dat uns Got wolde de Sünde vorgewen,  
 Un halen uns in sin Rike.

Schön im Ausdruck und im Rhythmus ist das Lied: „**Todten-  
 amt**“ von dem ich hier noch einige Strophen mittheilen will:  
 Es beginnt mit den Worten:

Et daget in den Dsten,  
 De Maen schient averall,  
 Wo weinich wet min Lewefen  
 Wor ick benachten schall  
 Wo weinich wet min Lewefen  
 Ja Lewefen!

Die Jungfrau, die ihren Geliebten unter einer Linde von  
 einem Nebenbuhler erschlagen findet, geht in ihres Vaters Schloß,  
 und fragt:

Unde is hier ein here  
 Gffte ein edel Mann  
 De mi dissen Doden

Begraven helpen kann?  
 De mi diffen Doden  
 Ja doden —

Aber die Herren schweigen stille und das Mägdelein „geht weinend hinaus“ —; sie muß also den geliebten Todten selbst begraben, und dies erzählt uns in einfacher, aber um so ergreifenderer Weise der Schluß des Liedes, der hier noch einen Platz finden möge zum Beweise, daß das Niederdeutsche wohl geeignet ist, Ernstes, ja selbst Tragisches würdig auszudrücken, wenn es noch nöthig wäre, diesen Beweis nach Klaus Groth und Reuter zu führen. Der Schluß lautet:

Mit eren sneewitten Henden  
 Se de Erd upgroef,  
 Mit eren sneewitten Armen  
 Se en to Grawe droech,  
 Mit eren sneewitten Armen,  
 Ja Armen.

Ru will ick mi begewen  
 In ein klein Klösterlin,  
 Un dragen schwarte Kleider  
 Un werden en Männekin  
 Un dragen schwarte Kleider  
 Ja Kleider.

Mit eren hellen Stimmen  
 Se em de Nisse sank,  
 Mit eren sneewitten Henden  
 Se em de Schellen flant,  
 Mit eren sneewitten Henden,  
 Ja Henden.

Aber auch für die Schilderung beglückter Liebe hat das niederdeutsche Volkslied Töne und Weisen, wie in dem in den Ditmarschen entstandenen:

Ik un myn Liesbet will t' Sommerfeld gan  
 Will hucken un binnen, as anner Lü' dohn.

Anner Lü' hucket un binnet dat Korn  
 Ik un myn Liesbet sitt achter den Dorn

Achter den Dorn da waßt mal schön Krut  
 Da bind' ick myn Liesbet en Kränzelin ut.

oder in dem kleinen ansprechenden Abschiedsliedchen, welches mit den Worten schließt:

Goden Abend, gode Nacht!  
 Mit Rosen bedacht,  
 Mit Nägelfen bestäken  
 Krup unner de Däken  
 Morgen fröh, willt Gott, wöln wy uns wedder spräken.

Necht anschaulich malt folgendes spruchartige Liedchen die Liebesgedanken der Schenkin:

Ik sitt un denk,  
 Un tapp un schenk;  
 Wenn dat so keem  
 Dat he my neem? —  
 Un he is en Timmerman.

Ein dem deutschen Volksliede sehr geläufiger aber durchaus originell gefaßter Gedanke spricht sich in dem ohne Zweifel auf niederdeutschem Gebiet und zwar, wie die beiden letzterwähnten in Holstein entstandenen „Stellbichein“ aus, welches lautet:

Dat du myn Leevster bist,  
 Dat du woll west  
 Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,  
 Egg my, wo du hetst.  
 Kam du um Midbarnacht  
 Kam du Kloß een,  
 Vader slöpt, Moder slöpt,  
 Ik slap alleen.

Klopp an de Kamerdör  
 Klopp an de Klinsk  
 Bader meint, Woder meint,  
 Dat deit de Wind.

Ein aus dem Volksaberglauben entsprungenes Lied hat E. W. Arndt in seinem „Märchen und Jugenderinnerungen“ und Lemme in seinen „Volksagen von Pommern und Rügen“ aufbewahrt. Es knüpft an die Sage von einem Bauern an, welcher seinen Grenznachbarn Land abgepflügt und dann durch Meineid und Vorlegung gefälschter Urkunden sich in dem Besitz des ungerechten Gutes zu behaupten gewußt hat. Nach dem Volksglauben, der merkwürdiger Weise grade für das genannte Verbrechen die Strafe des Umgehens nach dem Tode setzt, tritt er in allerhand Verwandlungen auf. Von ihm heißt es:

Pagels mit de mitte Müß  
 Wo kold un hoch is dien Sitz,  
 Up de hoge Böt,  
 Up de kruse Gel,  
 Un achtern hollen Luun,  
 Worüm kannst du nich ruhn?

Darüm kann ich nich rasten  
 Dat Papier liggt in den Kasten  
 Un mine arme Seel  
 Brennt in de lichte Höll.

Durch einen ähnlichen Zug des Volksaberglaubens angeregt dichtete ganz im Tone des Volksliedes Klaus Groth die schöne Ballade Hans Iwer:

De Kath liggt dal, de Krog liggt wöst,  
 De arme Seel hett Gott erlöst "

Reicher als die übrigen Gattungen ist in dem flachen Norden unseres Vaterlandes, der im allgemeinen weniger gesangreich war,

als der Sünden, die der historischen Volkslieder und sie verdienen hier auch noch deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil sie durch ihren Inhalt allemal mit Bestimmtheit einer Landschaft des niederdeutschen Sprachgebietes zugewiesen werden, und daher über ihre Echtheit kein Zweifel obwalten kann. Die Errettung aus Kriegs- und anderen Nöthen, das hochherzige Gefühl ein drückendes Joch abgeschüttelt und die bedrohte Freiheit in heldenmüthigem Kampfe gewahrt zu haben, ließen die meisten dieser Lieder entstehen. Oft nennt sich in ihnen der Verfasser, aber ganz in dem Ton des Volksliedes, wie z. B. in dem nach der Lüneburger Fehde von 1371 entstandenen, welches mit den Worten schließt:

De uns duffen rey nie (neu) gesant  
 Keppensen is he genannt,  
 Unde is ein frier Knabe.  
 Behode uns Gott  
 Vor aller sulker Noth,  
 He kann woll Reyeken maken.

Diese letzte selbstbewußte Behauptung beweist der Volksjänger vollständig. Die Edeln Niedersachsens sind nächtllicher Weile 700 Mann stark über die Mauern Lüneburgs gestiegen. Sie sprechen zuversichtlich:

Nu weset fries Modes  
 Wy willen alle ryke werden  
 Van duffer Borger Gude.

Aber bald wendet sich das Blatt, die Bürger brechen gewaltig hervor und bald liegen viele der Edeln in ihrem Blute. Neben Herzog Sabels Sohne stirbt sein Gefährte Albert Ruff

Se schriede so lude, o weh, o weh!  
 Ach mines jungen Liewes  
 Were ic nu thor Nuenborch  
 By minen jungen Wive

Hertoge Sabel de lag dorby  
 He schriede so lude: o weh, o weh  
 Were ic wedder to Lande  
 My scholde nu un nemmermehr  
 Na Lüneborg vorlangen.

Auch unter denjenigen Liedern, welche den Freiheitskampf der Ditmarsischen Bauern gegen die Uebermacht des Dänenkönigs Johann und des Herzogs Friedrich von Holstein (1500) feiern, finden sich einige, deren Verfasser bekannt sind. So wird das mit den Worten beginnende:

De Herr hefft sich erbarmet  
 Thor Lidt des Angstes grot  
 Vaken in finer Not  
 Vor Konig un Vorsten grot.

mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dem Andreas Brues zugeschrieben und der „große Reimer“ von Wimerstedt ist der Dichter des herrlichen Heldenliedes, welches Klaus Groth so schön umgedichtet hat:

De König to den Herzog sprok: Doh hartlev Broder min  
 Wa kriegt wi dat frie Ditmarscher Land? Segg an, wi kamt wi in?)

Aber diese Lieder sind deshalb um nichts weniger echte Volkslieder, wie die anonymen, welche derselbe Kampf der Ditmarsen, die Hildesheimer Stiftsfehde von 1519, die Soester Fehde und andere historische Ereignisse hervorgerufen haben. Ihre Sangesbarkeit, die Naivetät des Gedankens, die ungekünstelte Einfachheit, ja selbst Regellosigkeit der Form, die treue Darstellung die Anschauung, Denkweise und Sitte des Volkes, der lyrische Sprung,

<sup>2)</sup> In Bezug auf sämtliche von mir citirten niederdeutschen Worte und Stellen bemerke ich, daß eine einheitliche Orthographie in denselben wegen zu großer Verschiedenheit derselben nach Ort und Zeit der Entstehung nicht hat durchgeführt werden können.

die Wiederholung einzelner Worte und Wendungen welche der gesammten volksmäßigen Dichtung aller Völker, auch der epischen, eigen ist, machen sie zu echten Volksliedern.

---

So mögen denn diese Blätter, welche ich als Vorläufer einer größeren Arbeit über die niederdeutsche Literatur hinausfende, dazu beitragen, das Interesse für diesen Zweig unseres Volksthum zu erwecken und zu beleben.

---